Schwäbische Urkunden und Traditionsbücher.

Ein Beitrag zur Privaturkundenlehre des früheren Mittelalters.

Von

Fritz Grüner.

Seitdem durch Ficker¹⁾ das Interesse der Diplomatik mehr als dies bis dahin der Fall gewesen war, auf das Privaturkundenwesen, auf die Urkunden nichtköniglicher und nichtpäpstlicher Provenienz gelenkt wurde, seitdem Brunner²⁾ den fundamentalen Unterschied zwischen dispositiver und Beweisurkunde zum erstenmal klar formuliert hatte, fand gerade die Epoche des früheren privaten Urkundenwesens lebhafteste Pflege, sowohl in kritischen Ausgaben des Materials als auch in Einzeluntersuchungen und zusammenfassenden Darstellungen³⁾. Aber nicht alle Teile Deutschlands sind Gegenstand gleich intensiver Forschung gewesen. Im bairischen Sprach- und Rechtsgebiet ist die Kenntnis der Privaturkunde am weitesten vorgeschritten, hier wurden zuerst die Erscheinungen aufgezeigt und näher untersucht, die für die Höhezeit des Mittelalters charakteristisch sind: Aktaufzeichnung und

¹⁾ Beiträge z. Urkundenlehre, 2 Bde. 1877 u. Neue Beiträge z. Urkundenlehre, Mitt. des Instituts I. Bd. S. 19 ff. u. II. Bd. S. 177 ff.

²⁾ Zuerst in Charta und Notitia, Festgaben für Mommsen, 1877.

³⁾ Vgl. bes. H. Brunner, Z. Rechtsgesch. d. röm. u. german. Urk. 1880. O. Redlich, Geschäftsurk. u. Beweisurk. Mitt. des Instituts VI. Erg.-Bd. S. 1 ff. H. Steinacker in Meisters Grundriss d. Geschichtswissenschaft I. 1. T. S. 231 ff. Redlich, Die Privaturkunden des Mittelalters 1911. (Erben-Schmitz-Redlich, Urkundenlehre III. Teil). In den beiden letztgenannten Werken Zusammenstellung der einschlägigen Literatur.

Traditionsbuch¹⁾. Es erklärt sich dies aus der reichen Fülle des Materials, die gerade aus den Hochstiftern und Klöstern Baierns vorliegt, eine Fülle, die aber nicht eine Folge zufälliger Erhaltung ist, sondern darauf beruht, dass Akt und Traditionsbuch anderswo nicht zu solcher Ausbildung und allgemeiner Verwendung gelangt sind. Es ist begreiflich, dass sich die Forschung zunächst diesen ergiebigen, die Entwicklung am klarsten widerspiegelnden Quellen zugewendet hat und dass daher die hier gewonnenen Resultate bestimmend waren für die Gesamtauffassung des Privaturkundenwesens vom 9. bis 13. Jahrhundert. Aber so richtig diese Anschauung im allgemeinen ist, so nötig erweist sich doch die genauere Untersuchung auch anderer Urkundengebiete. Diese Notwendigkeit musste gerade bei einer Darstellung der Lehre von den Privaturkunden fühlbar werden und H. Steinacker, der als erster an ein solches Unternehmen herangetreten ist, bezeichnet auch „die systematische Bearbeitung der deutschen Privaturkunden nach Kanzleien und Urkundengebieten als eine der dringendsten Aufgaben der Landesgeschichte“²⁾. Für die frühere Zeit kommt natürlich als Abgrenzung des Arbeitsfeldes nicht die Kanzlei in Betracht sondern das Stammesgebiet mit seinem einheitlichen Recht; denn wenn auch neben dem Recht Stufe und Form des wirtschaftlichen Lebens starke mitbestimmende Faktoren sind, so werden wir doch dem Recht und somit dem Wohngebiete eines Stammes stärker scheidende Kraft beizumessen haben, zumal da dieses uns feste Grenzen bietet, während die Wirtschaftsgebiete örtlich und zeitlich zu sehr ineinander übergehen, um praktisch als Einheiten für die Darstellung von Äusserungen der Geisteskultur verwendet werden zu können.

Es soll nun der Versuch unternommen werden, zur Geschichte des Privaturkundenwesens des schwäbisch-alamannischen Stammes vom 9. bis 13. Jahrhundert einige Beiträge zu liefern; einen grossen Raum werden dabei, wie überall in dieser Periode, die verschiedenen Formen kopialer und halbkopialer Überlieferung einnehmen, die Traditionsbücher und Gütergeschichten³⁾.

¹⁾ Ficker, Beiträge, I. S. 88 ff. u. S. 340 ff. Redlich, Über bair. Traditionsbücher u. Traditionen, Mitt. des Instituts 5. Bd. S. 1 ff. u. Über Traditionsbücher, Deutsche Geschichtsbl. I. S. 89 ff.

²⁾ a. a. O. S. 251. Über die Bedeutung der Privaturkunden für die Territorialgeschichte und über die Aufgaben einer landschaftlichen Diplomatie, vgl. von demselben, Diplomatie und Landeskunde, Mitt. des Instituts 32. Bd. S. 385 ff.

³⁾ Herrn Professor Oswald Redlich, der diese Arbeit angeregt und durch Rat und Anteilnahme stets gefördert hat, schulde ich herzlichsten Dank. Mein verbindlichster Dank gebührt auch den Herren Vorständen und Beamten aller Archive, in die mich meine Studien geführt haben.

I. Die Privaturkunde in Schwaben vom 9. Jahrhundert bis zum Aufkommen der Besiegelung.

Zur Karolingerzeit tritt uns die schwäbische Urkunde ebenso wie die fränkische und bairische als Carta entgegen. Ihre Anwendung wird in dieser Zeit bestimmt durch die Lex Alamannorum, die für Übereignung von Liegenschaften an eine Kirche die traditio per cartam vorsieht, ohne sie ausdrücklich zu verlangen, für Veräusserungen von Kirchengut aber die Giltigkeit des Rechtsgeschäftes direkt von der urkundlichen Perfektion desselben abhängig macht. Form und Funktion dieser Urkunde ist von Brunner¹⁾ eingehend dargestellt worden, wenn auch vorzüglich für die fränkische Carta, doch hat er bereits darauf hingewiesen, dass namentlich in der Fassung und in der Beweiskraft auch die schwäbische Urkunde ziemlich analoge Erscheinungen aufweist²⁾. Das Gleiche gilt von der Notitia. Überall aber in Deutschland steht die Urkunde auf schwachen Füßen, denn nirgends mit Ausnahme des ripuarischen Rechtsgebietes³⁾ kam ihr selbständige Beweiskraft zu, sie galt nur, solange sie nicht angefochten wurde; und auch nach ripuarischem Recht hatte die Urkunde selbständige Beweiskraft nur für einen bestimmten Fall. Aber auch ihre subsidiäre Rolle und Bedeutung ging verloren, als im 9. Jahrhundert mit vielen anderen Errungenschaften der karolingischen Zeit das Institut der Gerichtsschreiber verfiel und bald völlig schwand. Auch in Schwaben ist dies zu beobachten, so besonders in St. Gallen, dessen Material für die fränkische Periode unsere reichste Quelle darstellt. Hier sehen wir öffentliche Schreibkräfte regelmässig nur bis in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts auftreten, von da an überwiegt die Urkundenfertigung durch Klosterschreiber durchaus, doch ist damit ein Verfall des Urkundenwesens wenigstens in formaler Beziehung nicht verbunden, wir finden sogar eine gewisse Organisation der klösterlichen Schreibstube⁴⁾. Aber von Beginn des 10. Jahrhunderts an mindert sich die Zahl der Urkunden in merklicher Weise, das Formular wird kümmerlicher, die Notitia, die bis dahin fast gar nicht vorkam, wird häufiger, das Verständnis der alten Rechtsformeln schwindet; eine Notitia von c. 900⁵⁾ mit ziemlich mangelhafter Textierung enthält die Stelle: „... prepo-

¹⁾ Zur Rechtsgeschichte, S. 217 ff.

²⁾ ib. S. 244.

³⁾ Steinacker a. a. O. S. 245.

⁴⁾ Bresslau, Forsch. z. d. Gesch. 26. Bd. S. 48.

⁵⁾ Wartmann U.-B. von St. Gallen II. Nr. 777.

sito sancti Galli Ruadkero presente, qui hanc notitiam accepit et cum manu advocati eius Reginboldi firmavit¹. Der Sinn der Firmation wurde also nicht mehr verstanden; denn eine solche von Seite des Empfängers hatte doch keinen Wert und hat wohl auch in keiner Weise stattgefunden. Begreiflich, dass man nunmehr auch auf die Eigenhändigkeit der Subskription keinen grossen Wert mehr legte. Sechs Stücke, Wartmann II. Nr. 805, 806, 807, 808, 811 und 815, den Zeitraum von c. 956—976 umfassend, sind mit dem Namen Ekkehard unterzeichnet, zwei davon, 806 und 815, gehören jedoch zwei anderen, auch untereinander verschiedenen Händen an. Man könnte zwar daran denken, dass es sich um einen anderen Ekkehard handelt, ein Name, der ja in St. Gallen nicht selten war, aber da 806 und 815 ja nicht von derselben Hand herrühren, müsste man in dem relativ kurzen Zeitraum von 20 Jahren drei Schreiber dieses Namens annehmen, was doch sehr unwahrscheinlich ist. Es hat also wohl ein Schreiber mit dem Namen eines anderen signiert. In den letzten Jahrzehnten des 10. Säculums versiegt der bis dahin so reichlich fliessende Urkundenstrom wie mit einem Schlage; mag auch das eine oder andere spätere Stück verloren gegangen sein, so haben wir doch in jene Zeit das Aufhören der regelmässigen Urkundenfertigung in einem der bedeutendsten Kulturzentren Schwabens — und ganz Deutschlands — zu setzen. Viel weiter herauf führen uns Züricher Urkunden; namentlich das Gerichtsschreiberamt hat sich hier, von dem kleinen auch sonst ganz isolierten rhätischen Gebiet abgesehen, länger erhalten als anderswo in Deutschland¹); der letzte amtliche Urkundenschreiber, ein Ebirhardus cancellarius, hat zwei Urkunden von 963 und 964 geschrieben²). Wenn auch das Amt der öffentlichen Schreiber um diese Zeit hier aufgehört hat zu bestehen, so hat sich die Fertigung von vollständigen Urkunden doch länger erhalten als in den meisten anderen Gebieten; es erscheint noch 1036 oder 1037 eine Urkunde für das Klosters St. Felix und Regula in Zürich³), die ganz den Typus der alten Carta aufweist, mit der Rogationsformel des Ausstellers: „Signum mei Kundelo, qui hanc kartam concambii levavi et scribere rogavi“, Schreiberunterschrift: „Ego Adelhardus scripsi (SS) et subscripsi“. Bei diesem sowie bei allen anderen vorhergehenden Stücken sind die Signa des Ausstellers und der Zeugen, soweit überhaupt vorhanden, von der Hand des Schreibers,

¹) Bresslau, Urkundenbeweis u. Urkundenschreiber im ält. deutschen Recht, Forsch. z. d. Gesch. 26. Bd. S. 47.

²) Zürich, U. B. I. Nr. 206 u. 208.

³) ib. Nr. 231; Faksim. Tafel III.

doch ist daraus keineswegs zu schliessen, wie die Herausgeber des Zür. U.-B.¹⁾ dies tun, dass es gleichzeitige Kopien seien; die Nichteigenhändigkeit der Unterschriften und Signa ist bei den deutschen Privaturkunden des früheren Mittelalters eine ganz allgemeine und in Anbetracht der kulturellen Verhältnisse selbstverständliche Erscheinung; wir betrachten also sämtliche Stücke, bei denen nicht andere Momente auf kopiale Überlieferung deuten, als Originale. Verdächtig in dieser Beziehung erscheinen nur zwei Urkunden von 876 und 883²⁾. Beide nennen als ihren Schreiber den Presbyter Liubolf, doch ist die Schrift so verschieden, dass man die beiden Stücke unmöglich demselben Schreiber zuweisen kann; besonders das Subskriptionszeichen ist ganz verschieden. Welche der beiden Urkunden wirklich von Liubolf geschrieben wurde, ist nicht zu entscheiden, da die Hand dieses Mannes in unserem Material sonst nicht vertreten ist. Entweder ist also eines der beiden Stücke eine Kopie nach einem Original des Liubolf oder es hat ein Schreiber eben sein eigenes Original mit dessen Namen unterzeichnet, wie wir es dann in Allerheiligen mehrfach finden werden. Allerdings wäre dies so früh — Ende des 9. Jahrhunderts — auffällig, denn das Urkundenwesen scheint doch zu dieser Zeit in Zürich noch ziemlich gut geordnet gewesen zu sein. Darauf deutet die wiederholt vorkommende stellvertretende Subskription (N. ad vicem M.); es waren also offenbar immer ein oder zwei Mönche mit der Urkundenfertigung betraut, in deren Verhinderung dann ein anderer, aber nicht in eigenem Namen, signierte. Im 11. Jahrhundert hören aber auch in dieser Gegend die Urkunden auf.

Von ähnlicher Bedeutung wie die St. Gallener Urkunden für die merowingische und karolingische ist für die spätere Zeit das aus dem Kloster Allerheiligen in Schaffhausen erhaltene Material³⁾. Während uns sonst nur vereinzelte Stücke von da und dort, vielfach in kopialer und veränderter Form, überliefert sind, haben wir von diesem Kloster seit seiner Gründung im Jahre 1050 eine fortlaufende Reihe meist originaler Urkunden. Sehr klar lässt sich daran die Entwicklung der Urkunde im 11. und 12. Jahrhundert verfolgen, der Kampf der alten Formen, Carta und Notitia, untereinander und gegen die zunehmende Neigung der Zeit, von der Ausfertigung förmlicher Urkunden überhaupt Abstand zu nehmen. Ausserordentlich lange und zäh haben sich

¹⁾ I. S. 53 f.

²⁾ Zür. U.-B. I. Nr. 130 u. 145.

³⁾ Im Staatsarchiv Schaffhausen, ed. Baumann in: Quellen z. Schweizer Gesch. III. Bd. S. 1 ff.

hier vollständige Urkunden erhalten. In den ersten Jahrzehnten nach 1050 dominiert die Carta in der alten vollen Form, nur die Rogation des Ausstellers findet sich nicht; später tritt jene mehr zurück, ohne dass jedoch eine feste zeitliche Grenze zwischen ihr und der Notitia zu ziehen wäre; zum letztenmal tritt sie im Jahre 1122 auf¹⁾. Die Notitia unterscheidet sich von der Carta in vielen Fällen nur durch die objektive Fassung, sie wird gegen Ende des 11. Jahrhunderts häufiger; um diese Zeit oder wenig später beginnt aber nun die allmähliche Zersetzung des Formulars u. zw. werden Carta und Notitia in gleicher Weise davon ergriffen. Es wird sich nun fragen, ob wir bei diesen Urkunden von Allerheiligen nur eine mechanische Übung altgewohnter Formen zu erblicken haben oder ob denselben eine tiefere rechtliche Bedeutung zugrunde liegt; obwohl in einem Stücke²⁾ ausdrücklich auf die volksrechtlichen Bestimmungen hingewiesen wird, ist doch eine Verwendung der Urkunde als eigentliches Beweismittel nicht anzunehmen, schon aus dem Grunde nicht, weil ja alle von Klosterschreibern geschrieben sind und bei einer Anfechtung der Urkunde diese nichts an sich hatte, womit ihre Authentizität erwiesen werden konnte; wurde sie also angefochten, so lag ihr ganzer Wert in den Zeugen. Doch wenn es in der genannten Urkunde von 1093 heisst: „Signum Gozberti et Alberici advocati eius, qui hanc traditionem fecerunt et cum ceteris manuum impositione confirmantes super altare posuerunt“, so ist ja keineswegs ausgeschlossen, dass wirklich die Firmation und die Niederlegung der Carta, vielleicht mit anderen Rechtssymbolen, am Altar stattgefunden hat, besonders da jener Ausdruck nicht formelhaft gebraucht wird — er kommt nur hier vor — und der Schreiber Otino auch viele andere Urkunden geschrieben hat, in denen er davon nichts berichtet; als Ausnahmen mögen also solche alte Rechtsbräuche noch geübt worden sein³⁾, ohne dass eine klare Vorstellung über deren eigentlichen Sinn lebendig war, doch als allgemeine Regel haben wir eine Mitwirkung der Carta bei dem Rechtsgeschäft nicht anzunehmen. Dies geht aus mehreren Erscheinungen deutlich hervor. Die stattliche Zahl der Notitien zeigt, dass man in vielen Fällen auch an der Fiktion einer dispositiven Kraft der Urkunde nicht mehr festhielt; tatsächlich konnte den Notitien die Schreiberunterschrift, die sie vielfach tragen, auch keinen Beweiswert für die

¹⁾ Baumann Nr. 59.

²⁾ Baumann Nr. 16 „secundum leges Alamannorum“.

³⁾ Auch Bresslau, Forsch. z. d. Gesch. 26. Bd. S. 49, Anm. 1, betrachtet die Erwähnung des „chartam levare“ in zwei Urkunden von 1036 und 1037 als „Beleg für die Fortdauer dieses Branches“.

Handlung geben, aus dem schon erwähnten Grunde der Empfängerherstellung. Ferner zeigt sich eine mannigfache Vermengung von Carta und Notitia, es treten Formen auf, die eine Brücke bilden von der Urkunde der fränkischen Zeit bis zum blossen Akt. Bald wird nur die Komposition weggelassen (Nr. 3, 15, 50¹), dann auch die Schreiberunterschrift (47, 64), hingegen tragen mehrere Stücke, die sehr einfache Notitien, eigentlich schon Akte sind, indem sie ausser der Datierung lediglich die Rechtshandlung beinhalten, eine volle Schreiberunterschrift mit Subskriptionszeichen (30, 31, 45), ja selbst eine reine Notitia testium (Nr. 38 „Hi sunt testes, qui viderunt et audierunt, quomodo . . .“) findet sich, auch sie nennt den Schreiber. Mehrere Stücke, die wir als Notitiae bezeichnen, noch dazu mit recht dürftigem Formular, nennen sich selbst „carta“; eine Notitia (Nr. 47) fällt plötzlich in die subjektive Fassung mit den Worten: Ego Trudewin hanc traditionem manu propria corroboravi“. Die Zeugen werden hier wie in den meisten Fällen ausdrücklich als Handlungszeugen bezeichnet: „Et hi sunt testes qui hoc viderunt et audierunt“; manchmal allerdings finden wir ein Kreuz oder Signum vor den Zeugen, eine Erinnerung an die einstige Mitwirkung der Zeugen an der Beurkundung. Solche Widersprüche im Formular, Verquickung der beiden Urkundenarten, schliesslich die Vernachlässigung urkundlicher Formen überhaupt, sind Zeichen des beginnenden Verfalles. Dazu gesellt sich dann noch etwas: von den erhaltenen Urkunden Allerheiligens sind 9 mit dem Namen Markward unterzeichnet, doch zeigt eine nähere Untersuchung, dass nicht alle diesem Schreiber zuzuweisen sind; 7 dieser Stücke (15, 40, 44, 45, 46, 47 und 50) gehören einer Hand an, die durch ihre Vorliebe zu Schlingen bei den Oberlängen und zu Ligaturen, die auffälligen e caudatae, die häufig verwendeten übergeschriebenen kursiven a sowie im allgemeinen durch einen urkundenmässigen Typus charakterisiert ist²). In ihr haben wir also die Hand Markwards vor

¹) Die bei Besprechung der Urkunden von Allerheiligen angeführten Nummern beziehen sich, wenn nicht ausdrücklich anders angegeben, auf die Ausgabe von Baumann.

²) Sie steht sehr nahe der später zu besprechenden Schrift auf dem Traditionsblatt, ohne sich jedoch sicher mit ihr identifizieren zu lassen. Grosse Ähnlichkeit weist sie auch auf mit der in Nr. 32 vertretenen Hand, deren Schreiber sich nicht nennt, nach Ansicht des Herausgebers jedoch mit Gisilbert identisch sei; dies ist sicher nicht der Fall, die beiden von Gisilbert geschriebenen Stücke (34 und 39) zeigen eine untereinander ganz gleichartige Schrift (charakteristisch das schüsselförmige Abkürzungszeichen und das etwas individueller als gewöhnlich gebildete Subskriptionszeichen), die von der in Nr. 32 durchaus verschieden ist.

uns; davon weichen nun zwei Stücke, die denselben Mann als Schreiber nennen, merklich ab, nämlich 38 und 51, die beide die für Markward bezeichnenden Eigenschaften vermissen lassen und uns die fast reine BÜcherminuskel jener Zeit zeigen, ohne jedoch demselben Schreiber anzugehören. Nr. 38 steht auf einem Pergamentblatt mit 30 und 31, die von Eppo geschrieben und unterzeichnet sind; dieselbe Hand zeigt nun auch Nr. 38, trotz der Nennung Markwards in der Subskription. Die Einteilung ist so, dass 30 und 31 oben nebeneinander stehen, während 38 unter 30 geschrieben wurde und rechts davon noch Raum leerbleibt. Nr. 51 steht auf der Rückseite von Nr. 50, die Schrift ist zwar der Markwards ziemlich ähnlich, wie es eben die Gleichzeitigkeit und wohl auch die gleiche örtliche Provenienz mit sich bringen, rührt aber doch von einer anderen Hand her, die sich mit keiner der sonst vertretenen identifizieren lässt. Wenn in ersterem Falle auch die Möglichkeit vorliegt, dass alle drei Stücke (30, 31 und 38) Kopien sind, deren Originale teils von Markward, teils von Eppo geschrieben wurden, so haben wir bei Nr. 51 gar keinen Grund zu dieser Annahme; es ist also auch hier, wie in St. Gallen und Zürich, die Namensnennung in der Unterschrift nicht als sicheres Kennzeichen dafür anzusehen, wer die Urkunde wirklich geschrieben hat. Auch das Subskriptionszeichen hat keine unterscheidende Kraft mehr; wir finden es in allen Urkunden von Allerheiligen ungefähr in der gleichen Gestalt, als einen auf der Zeile stehenden, nach unten offenen Bogen mit mehreren durchgelegten Querstrichen, deren Zahl allerdings wechselt, manchmal kommen noch einige Häckchen dazu, jedoch finden sich solche Verschiedenheiten auch bei Stücken, die allen sonstigen Schriftmerkmalen nach unbedingt derselben Hand angehören. So ist also das Subskriptionszeichen, ähnlich wie das Rekognitionszeichen der Königsurkunde, ein konventionelles Zubehör der Privaturkunde geworden, dem Herkommen gemäss wird es, wie die Schreiberunterschrift überhaupt, beibehalten, manchmal auch weggelassen, bald einfacher gestaltet, bald etwas ausgeziert. Seine ursprüngliche Bedeutung und Bestimmung, die Handschrift zu identifizieren, ist in Vergessenheit geraten, nur aus kleinen, unbeabsichtigten Eigenheiten des Schreibers vermag die moderne Paläographie in manchen Fällen seine Zeichen von anderen zu unterscheiden. Man kann sagen: seit dem Ende des 11. Jahrhunderts ist auch hier das Urkundenwesen in Auflösung begriffen; dass es sich überhaupt so lange und noch bis ins folgende Säkulum hinein erhalten hat, fast bis zu einer Zeit also, da schon vereinzelt, in Zürich beispielsweise, mit dem Siegel die Periode neuerlichen Aufschwunges beginnt, mag aus örtlichen Verhältnissen, aus einer besonderen Sorgfalt des Klosters Allerheiligen, teilweise er-

klärt werden, es zeigt aber auch, dass hier in Schwaben wenigstens an einzelnen Orten doch die Tradition der Urkundenfertigung nicht ganz abgestorben ist und dass auch die kulturellen Voraussetzungen für eine stärkere Schriftlichkeit des Rechtslebens hier vielleicht günstiger waren als etwa in Baiern.

Eine grosse Anzahl der Urkunden von Allerheiligen sind sicher Originale, bei einer Reihe anderer jedoch ist die Überlieferungsform so eigenartig, dass nicht ohneweiters klar ist, ob wir es mit Originalen oder Kopien zu tun haben. Baumann entscheidet sich in den meisten Fällen für Originalität. Es handelt sich dabei zumeist um einzelne Gruppen von Urkunden, die auf ein Blatt geschrieben sind u. zw. ist anzunehmen, dass dies auf einmal und mit bestimmter Absicht geschah, also nicht — was ja öfters vorkommt — der leere Raum eines Urkundenblattes zur Aufnahme einer zweiten und dritten verwendet wurde.

Der erste dieser Fälle tritt uns in der Urkunde mit den Vergabungen des Grafen Burkhart von Nellenburg (Nr. 7) entgegen¹⁾. In einer Art allgemeiner Einleitung erwähnt der Graf die Schenkungen seiner Vorfahren und seine eigenen, worauf mit den Worten „Hoc autem, quo ordine factum sit, subsequens oratio declarabit“ zu der ersten Vergabung von 1080 übergeleitet wird, an die sich vier weitere aus den Jahren 1087, 1090, 1091 und 1092 anschliessen; in oder nach diesem letztgenannten Jahre ist also die ganze Aufzeichnung wahrscheinlich geschrieben; es beginnt allerdings mit den Worten „Bertholdus filius eius“, die den Schluss der Urkunde von 1090 bilden, eine neue Hand — u. zw. die Hand Otinos —, doch fällt auch der erste Teil sicher frühestens in das Jahr 1091, da der in diesem Jahre gestorbene Abt Wilhelm von Hirsau schon als „divę memorię“ bezeichnet wird; wahrscheinlich ist also die ganze Aufzeichnung einheitlicher Entstehung, nur dass eben — wie häufig bei umfangreicheren Schriftstücken — zwei Schreiber daran gearbeitet haben. Die einzelnen Schenkungen sind subjektiv gefasst, mit Zeugen und genauer Datierung versehen, die Erzählung erfolgt stets im Perfektum und auch der erwähnte Beisatz beim Namen des Hirsauer Abtes zeigt, dass die Urkunden nicht in der vorliegenden Form zu den der Datierung entsprechenden Zeitpunkten abgefasst, dass es also nicht wortgetreue Kopien von Originalen sein können. Trotzdem möchte ich daraus nicht folgern, dass hier wirklich eine erste Beurkundung, die dann natürlich eine Nachbeurkundung wäre, vorliegt. Zunächst geht aus

¹⁾ In der Ausgabe irrtümlich als Nr. 6 bezeichnet.

den zahlreichen Zeugnennamen — die Urkunde von 1087 zählt 40 nach Gauen geordnete Zeugen auf — sowie aus den genauen Datangaben hervor, dass dem Schreiber Aufzeichnungen vorgelegen sein müssen; denn wenn man auch berücksichtigt, dass im Mittelalter infolge der geringeren Schriftlichkeit des öffentlichen und privaten Verkehrs die gedächtnismässige Festhaltung von Tatsachen eine grössere Rolle gespielt hat als heutzutage, so ist doch nicht anzunehmen, dass man sich durch mehrere Jahre — bis zur ersten Schenkung sind es 12 Jahre — lediglich auf die Erinnerung sollte verlassen haben. Finden wir doch überall wenigstens die Zeugen in Form eines Aktes oder, wie manchmal in Baiern, in einem protokollartigen Traditionsbuch aufgezeichnet; umsomehr musste dies hier bei der ungewöhnlich grossen Zahl von Zeugen geschehen. Vorlagen waren also jedenfalls vorhanden; für die Frage: Nachbeurkundung oder Wiedergabe von Urkunden¹⁾ wird entscheidend sein, ob wirkliche Urkunden benutzt wurden oder bloss Aktaufzeichnungen. Die Urkunden, wie sie uns jetzt vorliegen, sind Cartae, insoferne als sie in subjektiver Fassung gehalten sind, aber es fehlen die gewöhnlichen Formeln der Sanctio und der Schreiberunterschrift und auch sonst ist das Formular sehr einfach; die Zeugen beziehen sich auf die Handlung, der Beurkundung haben sie jedenfalls nicht beigewohnt, denn wie wäre es möglich gewesen, so viele Leute etliche Jahre später wieder zusammenzurufen, nur zu dem Zweck, damit sie die Ausstellung der Urkunde bestätigen? Ganz abgesehen davon, dass manche von ihnen, wie Abt Wilhelm, im Jahre 1092 gar nicht mehr unter den Lebenden weilten. Wozu sollte also eine Nachbeurkundung dienen, wenn datierte, mit Zeugen versehene Vorlagen da waren? Ein Mehr in rechtlicher Beziehung bieten unsere Urkunden nicht und auch die Form ist so einfach, dass die Vorlagen nicht viel weniger davon enthalten konnten. Wahrscheinlich wurden diese urkundlichen Vorlagen zusammengefasst, weil sie durch die Person des Ausstellers eine gewisse Zusammengehörigkeit besaßen; eine „oratio“, ein Bericht, eine Erzählung, sollte es sein über die Schenkungen des Nellenburger Grafen, bei dem man es mit der Genauigkeit in der Wiedergabe der Vorlagen nicht ganz genau nahm, z. B. Abt Wilhelm, entsprechend den damaligen Zeitverhältnissen, als tot bezeichnete. Solche Anachronismen sind bei etwas freierer Übernahme von Urkunden in Traditionsbücher u. dgl. nicht selten. Erhöhten rechtlichen Wert hatten also die Urkunden auf dem gemein-

¹⁾ Der Ausdruck „Kopie“ ist nicht am Platze, da ja, wie schon bemerkt, ein wörtliches Abschreiben von Urkunden ausgeschlossen ist.

samen Blatt gegenüber ihren Vorlagen nicht, jedenfalls sind sie in historischem Sinne keine originale, sondern eine abgeleitete Überlieferung und die Frage der Nachbeurkundung spitzt sich eigentlich dahin zu, ob schon die erste Ausfertigung von Seite des Klosters als Beurkundung aufgefasst wurde oder ob man glaubte, durch die zweite den Rechtsgeschäften eine bessere, über die erste hinausgehende Sicherung zu geben — abgesehen natürlich von jener Sicherheit, die eine Kopie stets bietet. Mit Rücksicht auf die geringe, nur in den Zeugen beruhende rechtliche Relevanz der Urkunden muss der ersteren Möglichkeit entschieden der Vorzug eingeräumt werden.

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei Nr. 15; es ist eine Doppelurkunde, halbbrüchig von einer Hand in einem Zuge geschrieben, die rechte Kolumne enthält eine Güterschenkung Wernhers von Kirchheim, doch soll die Schenkung erst nach dessen Tode von Otto von Kirchberg vollzogen werden, dem das Gut unterdessen aufgetragen wird; datiert von 1092, Mai 2; die linke Hälfte des Blattes wird von einer Urkunde Ottos von 1116¹⁾ eingenommen, worin dieser sich des Auftrages entledigt und die Güter dem Kloster überweist; beide Urkunden haben Datum, Zeugen und Schreiberunterschrift, jedoch wird in jener Gisilbert, hier Markward genannt und dieser hat auch wirklich das ganze Stück, also beide Urkunden, geschrieben und trotzdem sehen wir auch bei Gisilberts Unterschrift das Subskriptionszeichen. An der Originalität der Urkunde von 1116 ist nicht zu zweifeln, ebenso sicher ist aber das erste Stück eine Kopie, wie ja aus der Nennung eines anderen Schreibers hervorgeht, jedoch durch die Beifügung des Schreiberzeichens erweckt es — gewollt oder ungewollt — den Anschein eines Originals — ein Zeichen einerseits für das mangelhafte Verständnis der Subskription und anderseits dafür, dass wir nicht jede unterschriebene Urkunde für ein Original halten müssen und dass Urkunden, die ganz den Anschein von Originalen erwecken, nicht von dem genannten Schreiber herrühren müssen.

Eine grosse Gruppe zusammengehöriger Urkunden bilden die Stücke 9, 16, 17, 19—25; sie sind auf einem grossen Pergamentblatte von einer Hand geschrieben und umfassen die Zeit von 1083—1094²⁾.

¹⁾ Diese Zahl ergibt sich aus der Datierung (Inkarnationsjahr und Indiktion), eingeleitet wird die Urkunde aber mit den Worten: „Igitur evolutis post predictam traditionem et delegationem XV annis . . .“; das würde auf das Jahr 1107 führen; wahrscheinlich liegt hier ein Schreibfehler vor.

²⁾ Die Stücke 22, 23, 24 und 25 sind in das Jahr 1093 zu setzen; bei den drei erstgenannten lautet die Datierung: Anno ab incarnatione domini MLXXXIII, indictione II. mense Dezembrio VI kal. Januarii luna XVI die mercurii; bei Nr. 25

Diese Urkunden sind auf einem Pergamentblatt vereinigt u. zw. so, dass sie eventuell durch Zerschneiden in Einzelurkunden verwandelt werden könnten; sie sind alle mit dem Namen Otino unterzeichnet und mit Subskriptionszeichen versehen. Kopie oder Nachbeurkundung? Baumann entscheidet sich für letzteres, einmal weil diese Urkunden durch Unterschrift und Subskriptionszeichen originales Gepräge tragen und weil er es überhaupt für undenkbar hält, „dass Ende des 11. Jahrhunderts bei der Formlosigkeit der Privaturkunden und bei deren Mangel an Beweiskraft vor den weltlichen Gerichten häufig gleichzeitig Urkunden ausgestellt und kopiert wurden“¹⁾. Dem steht entgegen, dass wir gerade von Allerheiligen eine doch nicht unbeträchtliche Zahl von Urkunden besitzen, an deren gleichzeitiger Ausfertigung zu zweifeln wir keinen Anhaltspunkt haben und auch Kopien können wir in einigen Fällen sicher nachweisen, z. B. auch bei zweien der auf dem grossen Pergament vereinigten Urkunden; von Nr. 9 und 16 existieren nämlich auch Einzelexemplare²⁾, die durchaus das Gepräge von Originalen tragen; Nr. 9 ermangelt zwar der Invokation, der Pertinenz- und Segensformel, Nr. 16 der Datierung, die übrigens von der gleichen Hand nachgetragen ist, sonst aber unterscheiden sich diese Einzelurkunden nur durch stilistische und orthographische Einzelheiten von dem zweiten Text, sie weisen Zeugen, Unterschrift und Subskriptionszeichen auf, sind also jedenfalls rechtsgiltig, soweit es eben die Urkunde damals überhaupt sein konnte und keineswegs als Entwürfe oder mangelhafte Ausfertigungen anzusehen. Dass sie für den zweiten Text als Vorlagen gedient haben, dafür besitzen wir wenigstens bei

ebenso nur mit anderem Tagesdatum: IV kal. Januarii luna XVIII die veneris. Luna und Wochentag passen in beiden Fällen für 1094, aber die anderen Angaben liessen sich nur bei Annahme von Neujahrstil für Inkarnationsjahr und für Indiktion auf dieses Jahr deuten. Es herrschte aber in diesen Gegenden bis ins 14. Jahrhundert der Nativitätsstil und die Weihnachts- oder die bedaische Indiktion. (Vgl. Grotefend, *Zeitrechnung* I, S. 205 und Zürich U.-B. I. Einleit. S. XXII f.) Baumann schliesst aus obigen Stücken auf Jahresanfang mit 1. Januar und stellt in Konsequenz dessen auch die in Schaffhausen gegebene Urkunde Bischof Ottos von Konstanz (Nr. 72) zu 1167, Dez. 27, eine Annahme, der sich die Regg. d. Bisch. v. Konstanz, I. Bd. Nr. 1008, nicht anschliessen; hier wird diese Urkunde unter Hinweis auf den Nativitätsstil zu 1166 gestellt. Die Inkongruenz von Luna und Wochentag mit den anderen Merkmalen kann vielleicht dadurch erklärt werden, dass die goldene Zahl um 1 falsch berechnet wurde, was dann auch den Fehler in jenen beiden Datierungsmerkmalen veranlassen musste.

¹⁾ a. a. O. S. 48.

²⁾ Die Einzelurkunde Nr. 16, die Baumann nur erwähnt, ohne sie gesehen zu haben, hat sich nunmehr im Staatsarchiv zu Schaffhausen gefunden, wo ich sie mit dem zweiten Text vergleichen konnte.

Nr. 9 einen Beweis in Gestalt eines Schreibfehlers, der mit übernommen wurde, nämlich bei der Datierung I statt M. Einen weiteren Anhaltspunkt gibt uns dann die Schrift: während nämlich die Einzelausfertigungen von 9 und 16 unzweifelhaft von der Hand Otinos herrühren, zeigt sich bei eingehender Untersuchung, dass die Stücke auf dem grossen Pergament — die, wie erwähnt, gleichfalls Otino als Schreiber nennen — nicht von diesem Manne geschrieben sind. Die Schrift, die wir hier finden, gehört einem Schreiber an, der jedoch vielleicht mit Unterbrechungen gearbeitet hat, wie aus mehrfachem Wechsel der Tinte geschlossen werden kann, mit Otino aber ist er nicht identisch; von diesem unterscheidet er sich durch einen mehr urkundenmässigen Zug seiner Schrift, durch die Verwendung von Schleifen bei s und f, die gelegentlich auch zu Verbindungen benutzt werden, ferner durch die Bildung von d und S; das Subskriptionszeichen weicht gleichfalls manchmal von dem Otinos ab, es scheint ihm nachgebildet, aber nicht immer gelungen zu sein, doch ist auch Otino selbst darin nicht immer ganz konsequent. Wenn es nun auch bei Originalen vorkommt, dass ein anderer als der genannte Schreiber das Stück geschrieben hat, so ist doch hier die natürlichste Annahme die, dass die von Otino geschriebenen und unterzeichneten Originale zur erhöhten Sicherheit auf dem grossen Pergament abgeschrieben wurden, wobei man auch die ursprüngliche Unterschrift und das Subskriptionszeichen beibehielt; in zwei Fällen (9 und 16) ist dies durch das Vorhandensein der Originale erwiesen, bei den anderen sind diese verloren gegangen, was umso leichter erklärlich ist, da die Kopien rechtlich vollen Ersatz dafür boten; denn die Eigenhändigkeit der Subskription kam ja als Beweismittel damals kaum je mehr in Frage. Noch etwas spricht für die Annahme kopialer Überlieferung. Während die Mehrzahl der Urkunden die typische Form der Carta mit subjektiver Fassung aufweist, zeigen Nr. 9 und 21 objektive Fassung ohne Pönformel und Komposition; es ist nicht wahrscheinlich, dass bei einer gleichzeitigen Nachbeurkundung gerade in zwei Fällen von der gewohnten Form abgegangen worden wäre, besonders da dies nicht absichtslos geschieht; bei Nr. 21 hatte der Schreiber bereits begonnen: „Notum sit omnibus qualiter ego . . .“, radierte das „ego“ aber aus und führte die Urkunde in objektiver Fassung fort. Offenbar hatte der Schreiber, durch die subjektive Form der anderen Stücke verführt, das „ego“ bereits geschrieben, als er bemerkte, dass seine Vorlage eine andere Stilisierung aufwies. Dass man daran gedacht habe, diese Kopien durch Auseinanderschneiden, wie Baumann meint, auch einzeln zu verwerten, ist möglich, doch jedenfalls trat dieser Gedanke bald in den Hintergrund, denn schon im

Jahre 1102 benützte man die bis dahin leere Rückseite, um eine Urkunde (Nr. 39) darauf unterzubringen. Es ist also jenes Sammelblatt von Urkunden mit grösster Wahrscheinlichkeit als Rudiment eines Cartulars oder Traditionsbuches aufzufassen, auf dem fertige Urkunden, vielleicht mit kleinen Änderungen, abgeschrieben wurden, um sie so leichter vor Verlust zu bewahren¹⁾.

Ein ganz ähnlicher Fall liegt vor bei den Urkunden Nr. 33, 34, 42 und 43, die ebenfalls auf einem Pergamentblatt vereinigt waren, das aber heute verloren und dessen Inhalt nur in einer späten Kopie erhalten ist; von Nr. 34 haben wir überdies ein einzelnes Original; der Text auf dem verlorenen Blatt unterscheidet sich von diesem nur durch Hinzufügung von Epakte und Konkurrente zum Datum — Spielereien, die sich Abschreiber öfter geleistet haben — und eines Zeugennamens, sowie einige kleine Änderungen in der Schreibung der Namen; dies scheint mir doch nicht genügend, um mit Baumann eine Neuausfertigung wegen Mangelhaftigkeit des ersten Originals anzunehmen; Nr. 42 und 43 sind rhätische Urkunden, wie der Name des Schreibers, Recht und Sprache, die in diesen Dokumenten herrschen, beweisen; sie sind also sicher nicht in Allerheiligen von einem Mönche dieses Klosters, überhaupt von keinem Deutschen, sondern jedenfalls am Orte der Handlung, zu Maienfeld im Rheintal, von einem romanischen Schreiber verfasst worden²⁾. Diese beiden Stücke sind also, wie auch Baumann zugibt, Kopien gewesen. Sollen nun auch hier formale Gebrechen eine neue Beurkundung und Ausfertigung veranlasst haben? Man ersieht aus diesen Fällen jedenfalls, dass Kopien nicht ganz selten auch bald nach der Rechtshandlung angefertigt wurden und dass auch in Allerheiligen trotz relativ sorgfältiger Aufbewahrung Originale verloren gingen.

Nach anderer Richtung interessant ist Nr. 59, die Stiftungsurkunde der Zelle Hiltensweiler durch Arnold und Iunzila, die in zwei Texten erhalten ist; der in Allerheiligen befindliche ist äusserst mangelhaft, es finden sich zahlreiche Rasuren, Zusätze über der Zeile sowie leergelassene Stellen, die später oder auch gar nicht ausgefüllt wurden, wo dann ein Strich gemacht ist zum Zeichen, dass hier nichts mehr hinzukommen hatte; eine Schreiberunterschrift ist nicht vorhanden.

¹⁾ Eine ähnliche Ansicht, dass diese Urkunden eine Art von Cartular darstellen, wurde schon im Zür. U.-B. I. S. 134, jedoch ohne Begründung, geäussert.

²⁾ Diese beiden Urkunden hat schon Ficker, Beiträge z. Urkundenl. I. § 47 besprochen und ausdrücklich als Graubündtner Urkunden bezeichnet.

Ausserdem existiert aber noch ein anderes Exemplar¹⁾, abschriftlich erhalten in einem Kopialbuch des Priorats Langnau (die ehemalige Zelle Hiltensweiler), das Verbesserungen aufweist, zwei Zeugen mehr enthält und, was die Hauptsache ist, mit dem Satze schliesst: „Ego Udalricus scripsi et laudavi. Amen“. Es muss also in Hiltensweiler ein anderes Exemplar dieser Urkunde existiert haben, das allerdings heute verloren ist; der sehr unregelmässige Charakter der Ausfertigung von Allerheiligen und namentlich das Fehlen der Subskription legen den Gedanken nahe, dass wir darin vielleicht ein Konzept zu erblicken haben²⁾. Die beiden Zeuggennamen im zweiten Exemplar scheinen zwar dem im Wege zu stehen; doch könnte man annehmen, dass gleich bei der Handlung eine ganz kurze Aufzeichnung, eine *notitia testium*, angefertigt wurde und dass jene beiden Zeugen in der ersten Ausfertigung ausgelassen wurden, was ja bei der nachlässigen Art, in der sie geschrieben ist, ganz wohl möglich wäre; eine *notitia testium* könnte jedenfalls, ob die erste Urkunde nun Konzept oder Original ist, in Hiltensweiler benützt und daraus das vollständigere Zeugenverzeichnis entnommen sein; jedoch wäre es, gleichzeitige Entstehung der zweiten Fassung angenommen, auch möglich, dass man jene Zeugen noch auswendig wusste und hinzufügte, obwohl sie in der Vorlage nicht standen. Die Annahme, dass ein Konzept vorliegt, wird wahrscheinlicher gemacht durch das Verhältnis von Allerheiligen und Hiltensweiler; in der erwähnten Urkunde wird an Allerheiligen Land in Hiltensweiler und in anderen Orten geschenkt, mit der Bestimmung, dort eine Zelle zu errichten; die Gründung ging also vom Kloster Allerheiligen aus und man kann sich die Sache vielleicht so vorstellen, dass dieses einen Entwurf der Urkunde für Hiltensweiler, das an der Sache doch am meisten interessiert war, angefertigt hatte, der dort erst die Umgestaltung zu einer förmlichen Urkunde erfuhr; der subscribierende Schreiber Udalrich kommt in Urkunden von Allerheiligen nicht vor, wenigstens ist kein Stück von ihm erhalten. Dass schon der mutmassliche Ent-

¹⁾ Die Abweichungen desselben verzeichnet Schneider, Geschichtliches über das ehem. Kloster Langnau, Schriften d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees, Hft. 13, S. 138 ff., wo gleichfalls schon auf die Möglichkeit hingewiesen wird, dass die Allerheiliger Ausfertigung ein Konzept sei.

²⁾ Sind auch eigentliche Konzepte für das frühere Mittelalter im allgemeinen nicht anzunehmen, so finden sich doch an manchen Orten Ansätze dazu, so in Freising und besonders in St. Gallen, wo wiederholt auf dem Rücken der Urkunde die Rechtshandlung und die Zeugen meist in Schlagworten, manchmal aber auch etwas ausführlicher und sogar mit Durchbrechen der subjektiven Form aufgeschrieben wurden. Vgl. Redlich in Mitt. des Instituts 5. Bd. S. 19, Anm. 2 u. Privaturk. S. 57.

wurf eine Datierung trägt, steht unserer Annahme nicht im Wege, da bei den Rechtsverhältnissen jener Zeit ohnedies Datierung nach der Handlung als dem eigentlich konstitutiven Akt anzunehmen ist¹⁾.

Haben wir in einigen Fällen auf Grund bestimmter Anzeichen und Erscheinungen kopiale Überlieferung anstatt der vom Herausgeber angenommenen Nachbeurkundung wahrscheinlich zu machen gesucht, so werden wir in einem Falle wenigstens originale Ausfertigung längere Zeit nach der Handlung anerkennen müssen. Die Tauschurkunde Graf Eberhards und Herzog Bertholds von Zähringen (Nr. 3) ist datiert: „Actum anno superius dicto²⁾, dominicę incarnationis millesimo L, in initio martii mensis . . .“. Da aber Berthold „dux Carinthiorum“, wie er in der Urkunde genannt wird, erst 1061 geworden ist, so kann diese frühestens in dem genannten Jahre geschrieben sein. Eine Kopie anzunehmen, die jenen von ihrem Standpunkte aus richtigen Titel Bertholds eingefügt hätte, dazu liegt hier kein Grund vor, im Gegenteil scheint die beiläufige Angabe: „in initio martii mensis“, die den Eindruck macht, als sei sie aus der Erinnerung geschrieben, auf einen undatierten Akt als Vorlage hinzuweisen. Doch ist diese Urkunde nicht die einzige, die über dieses Rechtsgeschäft ausgestellt wurde, denn sie erwähnt, dass die Tauschhandlung „cyrographo“ firmiert worden sei; wir haben darunter wohl ein Chirograph im technischen Sinne zu verstehen, denn gerade für zweiseitige Rechtsgeschäfte ist diese Urkundenart praktisch und beliebt und in dieser Zeit auch im rechtsrheinischen Deutschland schon, wenn auch vereinzelt, in Gebrauch³⁾. Diese beiden Stücke sind verloren, unsere Urkunde ist nur eine Notitia von Seite des Klosters aus, jedenfalls angelegt zu dem Zwecke, um über jenen Tausch, an dem Berthold als Vogt von Allerheiligen beteiligt war und der eigentlich Klostergut betraf, auch seinerseits eine Aufzeichnung mit den Zeugen zu haben. Beurkundet wurde also auch diese Rechtshandlung sogleich — in den Chirographen —, nur haben die besonderen Verhältnisse zur Ausstellung noch einer Urkunde geführt, die aber von einer formell unbeteiligten Seite ausgehend nur den Charakter einer privaten Aufzeichnung hat.

Wenn wir in Allerheiligen förmliche Urkunden bis ins 12. Jahrhundert fanden, so kann doch kein Zweifel bestehen, dass im 11. und 12. Säkulum sonst auch in Schwaben einfach stilisierte Urkunden und

¹⁾ Mit Sicherheit ist dies z. B. bei der im Folgenden besprochenen Urkunde Graf Eberhards von 1050 (Nr. 3) nachzuweisen.

²⁾ Das Jahr ist im Kontext bereits genannt.

³⁾ Steinacker a. a. O. S. 249. Redlich Privaturk. S. 98 f.

Akte die Regel bildeten. Wir werden dies vielfach durch die abgeleiteten Überlieferungsformen konstatieren können, aber vereinzelt haben sich solche Aktaufzeichnungen und Notizien auch in originaler Form erhalten, so wahrscheinlich in den Traditionen von Ochsenhausen, die in Gestalt einer kleinen Handschrift vorliegen¹⁾. Diese besteht aus vier Pergamentblättern verschiedener Grösse und Beschaffenheit, die mit Pergamentpressel zusammengeheftet sind. Die Hände, die an der Niederschrift beteiligt sind, gehören sämtlich dem 12. Jahrhundert an u. zw. dessen erster Hälfte²⁾; die Schrift läuft dem Längsrande der Blätter entlang, sie ist eine meist sorgfältige und leicht lesbare Bücherschrift, nur auf der ersten und letzten Seite z. T. verwischt und durch Schmutz verdeckt. Das Manuskript ist nicht als solches beschrieben worden, sondern die Einzelblätter waren es bereits, als sie geheftet wurden. Das geht aus folgenden Umständen hervor. F. 1' und f. 2' sind bis knapp an den unteren Rand, dort wo sie geheftet sind, beschrieben, so dass die letzte Zeile kaum mehr sichtbar ist; es wäre unmöglich gewesen, in dem Heft so weit hinabzuschreiben, zumal da es sich nicht ganz aufschlagen lässt. Ferner zeigt f. 3 eine dreifache Faltung nach beiden Dimensionen, wie sie in geheftetem Zustande unmöglich ist, ohne die anderen Blätter mitzufalten; die Schrift läuft aber über die Büge glatt hinweg und ist an diesen Stellen etwas abgewetzt, mithin vor der Faltung und somit auch vor der Heftung vorhanden gewesen.

Die Hände, die an der Herstellung des kleinen Manuskriptes beteiligt waren, verteilen sich in folgender Weise: der Text auf f. 1 stammt von einer Hand, die sehr ähnlich, vielleicht identisch ist mit jener, die f. 1' sowie f. 2 und f. 2' beschrieben hat; mehr als die Hälfte von f. 2 ist übrigens leer. In f. 3 teilen sich zwei verschiedene, auch von der vorigen sehr deutlich unterscheidbare Hände, f. 3' ist leer; f. 4 zeigt eine kleine Schrift, die unter allen vorhandenen den jüngsten Charakter aufweist; die wenigen Zeilen der letzten Seite rühren wieder von einer anderen Hand her³⁾. Dies alles zeigt, dass wir es hier nicht mit einem einheitlich entstandenen Traditionsbuch zu tun haben, son-

¹⁾ Im kgl. Haus- und Staatsarchiv Stuttgart. Die einzelnen Traditionen daraus hsggb. Wirtemb. U.-B. I. an den der chronologischen Reihenfolge entsprechenden Stellen. Dasselbst S. 323 auch eine kurze Bemerkung über die Handschrift.

²⁾ Andere Urkunden Ochsenhausens aus derselben Zeit, die eine genauere Bestimmung ermöglichen würden, sind nicht vorhanden.

³⁾ Die Verteilung der Hände und die Chronologie der einzelnen Stücke veranschaulicht nachstehende Tabelle:

dern dass urkundliche Aufzeichnungen von verschiedenen Personen auf einzelne Blätter geschrieben wurden, die dann, weil durch die Einheit des Empfängers verbunden, aneinander geheftet wurden. Die Frage, ob die urkundlichen Aufzeichnungen Originale oder Abschriften sind, ist schwer zu entscheiden; die gekennzeichnete Entstehungsart spricht im allgemeinen für das erstere, denn eigentliche Kopien wenigstens pflegte man doch nicht auf einzelne Blättchen zu schreiben. Die Aufzeichnungen sind z. T. in urkundlichen Formen abgefasst, es sind Notizen mit Datum, Zeugen und Invokation, einige aber können nur als Akte bezeichnet werden; von diesen ist aber der auf f. 3 als originale Aufzeichnung nicht zu betrachten; es ist eine Zusammenfassung der von den Brüdern Konrad, Hawinus und Adalbert gemachten Schenkungen¹⁾; diese waren die Gründer des Klosters und in der Stiftungs-urkunde von 1099, Dez. 31²⁾ ist ein Teil jener Güter bereits enthalten, die anderen wurden jedenfalls im Laufe der nächsten Zeit geschenkt, Zeugnisse über die Rechtshandlungen haben wir nicht; in unserem Manuskript nahm man nur eine Zusammenstellung aller von jenen Wohltätern überwiesenen Güter vor, ohne jegliches Formular, ohne Datierung und Zeugen, jedenfalls mehr aus Gründen der Pietät und des wirtschaftlichen Überblicks als aus solchen rechtlicher Art. Eine Kopie, auch in veränderter Gestalt, ist diese Aufzeichnung also gleichfalls nicht und dies wird sich auch bei keiner anderen nachweisen lassen. Dass wir reine Akte abwechseln sehen mit solchen, die einiges urkundliches Formular tragen, kann im 12. Jahrhundert nicht überraschen; auch die Benützung eines Blattes für mehrere derselben ist eine öfter beobachtete Erscheinung. Auffallend ist die Zeugenlosigkeit zweier Traditionen; bei Nr. 298 erklärt sie sich vielleicht dadurch, dass bei dieser die eigentliche Rechtshandlung im Hintergrunde steht, sie

Handschrift	Hand	Datum	Wirt. U.-B. Nr.:
f 1	A	?	297
1' }	B (?)	1127	292
2 }		1128	293
2' }		1128	295
		1128	296
		1129	299
3	C, D	nach 1099	257
4	E	1128	294
4'	F	?	298

¹⁾ Der Absatz, der die Traditionen des Adalbert behandelt, ist von anderer Hand geschrieben.

²⁾ Wirtemb. U.-B. I. Nr. 256; es ist 1099 aufzulösen, nicht 1100, wegen des Jahresanfanges mit Weihnachten.

vielmehr den Charakter einer Anniversarnotiz trägt, die also mehr zur Unterstützung des Gedächtnisses aufgezeichnet wurde und daher der Zeugen nicht so sehr bedurfte¹⁾. Bei Nr. 297 jedoch ist eine Zeugen-einführungsformel vorhanden „... quam et idoneorum qui aderant testium astipulatio, quorum hec sunt vocabula“, die Namen aber fehlen; das deutet eher auf Originalität der Urkunde, indem der Schreiber momentan die Zeugen nicht wusste und sie dann später nachzutragen vergass; Platz dazu wäre noch vorhanden. Unmöglich ist es ja nicht, dass ebenso wie die besprochene Güteraufzählung auf dem dritten Blatt auch diese Notizen auf Grund von Urkunden oder Akten eingetragen wurden, jedoch gegen die Annahme, dass alle und namentlich auch die urkundlichen Aufzeichnungen Kopien seien, spricht doch zu stark die Tatsache, dass es einzelne Blätter waren, die beschrieben wurden und der oftmalige Wechsel der Hände. Im allgemeinen können wir doch als wahrscheinlicher bezeichnen, dass wir in den vorliegenden Aufzeichnungen Einzelakte bzw. Urkunden vor uns haben²⁾, die ziemlich gleichzeitig mit den Rechtshandlungen geschrieben wurden. Später wurden diese Einzelblätter geheftet, um ihre eventuelle Benützung zu erleichtern und ihrem Verlusste vorzubeugen; vielleicht verdanken wir es nur dieser Vorsicht, dass gerade diese wenigen Blätter von dem jedenfalls viel reicheren Urkundenmaterial erhalten blieben.

Ein Beispiel für die Formlosigkeit der „Beurkundung“ von Rechtsgeschäften und für die rechtliche Bedeutungslosigkeit der Urkunden liefern uns einige aus St. Gallen stammende Aufzeichnungen von Zeugenaussagen über Klosterbesitz³⁾, undatiert, nur die notwendigsten tatsächlichen Mitteilungen enthaltend, meist in die Form einer „Notitia“ oder „Commemoratio testium“ gekleidet. In einer derselben⁴⁾ wird sogar ausdrücklich auf eine vorhandene Urkunde hingewiesen, die aber eben als Beweismittel nicht genügte. In dieser Weise hat man sich wohl im allgemeinen die schriftliche Fixierung von Rechtsgeschäften in der Höhezeit des Mittelalters zu denken. Einige Hinweise darauf, sowie für die Zeit des Überganges zur besiegelten Urkunde bietet auch das Züricher Material. Ziemlich früh schon begegnet uns hier eine reine Privaturkunde, die ein Siegel trägt; sie ist datiert 1127, Februar 18⁵⁾; ebenso wie die meisten Urkunden dieser Zeit, die von

¹⁾ Dies schliesst allerdings nicht aus, dass über die Schenkung, mit der die Anniversarstiftung erworben wurde, eine eigene Urkunde existiert hat.

²⁾ Mit Ausnahme der Schenkungen der Klostergründer.

³⁾ Wartmann II. Anh. Nr. 15—22.

⁴⁾ ib. Nr. 16.

⁵⁾ Zür. U.-B. I. Nr. 276.

Angehörigen der unteren Volksschichten herrühren, ist auch sie nicht vom Aussteller besiegelt, der eben kein Siegel führte, sondern von einem Großen, dem Grafen Werner von Baden. Dessen Monogramm und die Siegelankündigung sind aber auch fast das Einzige, wodurch sich diese Urkunde — ebenso wie die meisten anderen des 12. Jahrhunderts — von der Carta der früheren Zeit unterscheidet; denn im übrigen Formular ist dieser gegenüber kaum eine Veränderung zu bemerken, allerdings eine Schreiberunterschrift finden wir jetzt nicht mehr.

Dass durch die besiegelte Urkunde die älteren einfacheren Formen der Aufzeichnung von Rechtsgeschäften nicht gleich verdrängt wurden, dafür haben wir mehrere Belege. Der freie Raum einer gleichfalls von Graf Werner besiegelten Urkunde, datiert 1149, März 20¹⁾ wurde für eine zweite von 1149, März 13 benützt, die also um einige Tagenachbeurkundet ist; doch war die erste Urkunde noch nicht fertig oder wenigstens noch nicht besiegelt, als die zweite hinzugefügt wurde; denn der Schreiber weicht dem Siegel in viel weiterem Bogen aus, als notwendig wäre, er glaubte offenbar, es werde grösser sein oder an etwas anderer Stelle angebracht werden. Die Rückseite trägt gleichfalls eine kurze aktartige Aufzeichnung. Zwei weitere Beispiele von Traditionsnotizen auf Siegelurkunden finden wir noch in den Jahren 1145 und 1172²⁾, beide von anderer Hand hinzugefügt, aktartige Aufzeichnungen, die uns wohl die gewöhnliche Form der Notitien oder Traditionsakte darstellen, wie sie im 11. und teilweise noch im 12. Jahrhundert üblich war. Dass gerade sie uns erhalten sind, haben wir wohl nur dem Umstande zu verdanken, dass sie auf wertvollen, sorgfältig aufbewahrten Siegelurkunden stehen, während die anderen, auf gewöhnliche Pergamentstücke geschrieben, späteren Zeiten wertlos erschienen, was sie ja in rechtlicher Beziehung auch sicherlich waren. Dies zeigt in besonders deutlicher Weise folgender Fall³⁾: Konrad und Adelheid schenken dem St. Martinskloster vor einer Reihe namentlich aufgeführter Zeugen eine Mühle, datiert 1142, Dezember 18. Dann heisst es weiter: „Denuo renovatum et testibus confirmatum . . . sub comite Werinhero ipso presidente et sigillo anuli sui confirmante.“ Datiert 1145, November 28 und besiegelt. Die Erneuerung der Rechtshandlung nach drei Jahren in Anwesenheit des genannten Grafen hatte offenbar hauptsächlich den Zweck, von ihm eine besiegelte Urkunde zu erhalten. Über die erste Handlung gab es jedenfalls eine unbesiegelte Aufzeichnung, die dann, als wertlos geworden, nicht mehr aufbewahrt wurde, aus der aber die (14) Zeugen und die ausführliche-

¹⁾ ib. Nr. 292.

²⁾ ib. Nr. 289 u. 325.

³⁾ ib. Nr. 285.

Datierung entnommen wurden; die Zeugen der Schenkungserneuerung sind nicht namentlich angeführt, wohl deshalb, weil durch die ersten Zeugen und durch das Siegel ohnehin eine doppelte Sicherheit gewährleistet schien. Dieser Fall gibt auch einen Hinweis, warum neben der Siegelurkunde sich der unbeglaubigte Akt so lange erhielt: solange nur einzelne hochgestellte Persönlichkeiten und Körperschaften ein Siegel führten, war es häufig unmöglich, die Urkunden mit dem neuen Beglaubigungsmittel zu versehen, da eben nicht immer eine siegelführende Person anwesend war¹⁾.

II. Kleinere traditionsbuchartige Aufzeichnungen.

Die Anfänge kopialer Zusammenfassung von urkundlichem Stoff, die wir in Allerheiligen gefunden haben, leiten uns hinüber zu einem grösseren derartigen Versuch, der vorliegt in Gestalt des sog. grossen Rotulus des Grossmünsterstiftes in Zürich²⁾. Es ist dies eine aus drei Pergamentstücken bestehende beiderseits beschriebene Rolle. Was die äussere Entstehung dieses Schriftwerkes betrifft, so folgert F. v. Wyss³⁾ daraus, dass die Aussenseite jedes Blattes nicht ganz beschrieben ist, es seien die drei Stücke schon in beschriebenem Zustande zusammengeheftet worden. Dem stehen aber andere Umstände entgegen; es finden sich nämlich öfter auf ein und demselben Blatte mehrere Hände vertreten und insbesondere ist nirgends dieselbe Hand auf Vorder- und Rückseite eines Blattes vertreten, während es doch natürlich wäre, dass ein Schreiber, der nur ein Blatt vor sich hatte, zunächst dieses beschrieb. Statt dessen greift eine Hand vom ersten auf das zweite Blatt über. Entscheidend scheint mir aber die Tatsache, dass die Überschrift des 8. Stückes⁴⁾: „De concambitione fammiliarum de duce Herimanno facta“, geschrieben von der dritten der im Rotulus vertretenen Hände, noch auf dem zweiten Blatt steht,

¹⁾ Erst während des Druckes ist mir eine Arbeit von Paul Schweizer, Zürcher Privat- und Ratsurkunden. Eine diplomatische Studie (Sonderabdruck aus Nova Turicensia, 1911) bekannt und zugänglich geworden. Der Verfasser, der im wesentlichen zu ähnlichen Beobachtungen und Resultaten gelangt wie vorliegender Aufsatz, verfolgt nach einem Überblick über das spätrömische private Urkundenwesen die Entwicklung und den Verfall der Urkunde in fränkischer Zeit und wendet sich dann seinem Hauptthema, der Zürcher Ratsurkunde zu. Bei der frühmittelalterlichen Urkunde in Zürich wird namentlich das Formular eingehend untersucht und seine vielfache Übereinstimmung mit dem St. Gallener betont.

²⁾ Im Staatsarchiv Zürich. In der ursprünglichen Reihenfolge hsggb. von Fr. v. Wyss, Ztschft. f. Schweizer Recht, 17. Bd. S. 67 ff. Die einzelnen Stücke nach ihrer mutmasslichen zeitlichen Reihenfolge eingeordnet im Zür. U.-B. I. mit chronologischer Zusammenstellung und Besprechung des ganzen Rotulus S. 10 ff.

³⁾ a. a. O. S. 67.

⁴⁾ Zür. U.-B. I. Nr. 192.

während der weitere Text auf dem nächsten von anderer Hand folgt; damals also, da man an die Beschreibung des dritten Blattes schritt, muss der Rotulus schon in seiner heutigen Gestalt bestanden haben.

Im Texte des Rotulus sind 9 verschiedene Hände vertreten, die nach ihrem Schriftcharakter der Mitte und der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts angehören; erleichtert und bestätigt wird diese Bestimmung besonders durch einen Vergleich mit den Züricher Privaturkunden jenes Zeitraumes. Für die vier letzten Hände ergibt sich ein terminus post quem aus dem jüngsten datierbaren Stück¹⁾, das von der 6. und 7. Hand geschrieben wurde. Die folgende Tabelle zeigt die Verteilung der Hände auf die drei Blätter und 18 einzelnen Aufzeichnungen — Urkunden kann man sie nicht alle nennen —, aus denen der Rotulus besteht, sowie die annähernde Datierung derselben.

Stück	Datum	Hand	Stück	Datum	Hand	Stück	Datum	Hand
Blatt I.			Blatt II.			Blatt III.		
1	angebl. 810	A	4	c. 931	B	8	929	D
2	876—882	A	5	c. 951	C	9	876—880	D
3	c. 930	B	6	c. 951	C	10	924—931	D
Blatt I'.			7	924—931	C			
11	964—968	E	Blatt II'.			Blatt III'.		
12	c. 950	E	15	925	F	17	968	H u. I
13	c. 955	E	16	976	F u. G	18	c. 968 (?)	I.
14	946	F						

Gegenüber den Ansätzen des Zür. U. B.²⁾ hat eine Änderung nur insoferne platzgegriffen, als wir das vierte Stück nicht der dritten, sondern der zweiten Hand (B) zuweisen. Jene unterscheidet sich von der letzteren besonders durch einen urkundenmässigen Zug, Schlingen bei s und f. Noch deutlicher tritt dies bei den folgenden Händen D und E hervor, die sich untereinander, aber auch der Schrift des Vuircharius, der eine Urkunde von 931³⁾ geschrieben hat, sehr nahe stehen; ja Hand E können wir sogar mit grosser Wahrscheinlichkeit mit der dieses Mannes identifizieren; besonders spricht dafür auch das Subskriptionszeichen, das im 15. Stück des Rotulus vorkommt, als dessen Schreiber Liutingus sich nennt; von diesem ist uns auch ein Original erhalten⁴⁾ und ein solches lag wohl auch Hand E vor, denn diese bemühte sich sichtlich, das Schreiberzeichen des Liutingus nachzuahmen, was aber nicht recht gelang; es entstand vielmehr eine Ver-

¹⁾ Wyss a. a. O. Nr. 16.

²⁾ S. 10 f.

³⁾ Zür. U.-B. Nr. 194.

⁴⁾ ib. Nr. 188.

mischung der Formen, wie Liutingus und Vuicharius sie in ihren Originalen verwenden. Da dieser Teil des Rotulus frühestens um 955 geschrieben wurde, ist er allerdings durch einen Zeitraum von mehr als 20 Jahren von der uns vorliegenden Originalurkunde des Vuicharius getrennt — ein Zeitraum, der eine Identität der Schreiber keineswegs ausschliesst, wohl aber als Erklärung für manche kleine Verschiedenheit der Schrift dienen kann. Auch die weiteren im Rotulus vertretenen Hände entsprechen in ihrem Schriftcharakter durchaus den gleichzeitigen Züricher Originalurkunden, wenn sie auch unter diesen nicht nachzuweisen sind.

Werfen wir nun noch einen Blick auf obige Tabelle, namentlich auf das Datum der einzelnen Stücke; da zeigt sich eine fast völlige Regellosigkeit, ein buntes chronologisches Durcheinander: schon das 5. und 6. Stück sind ungefähr zum Jahr 950 zu setzen, dann kommen aber wieder Aufzeichnungen aus den 20er und 30er Jahren des 10. ja sogar eine aus dem 9. Jahrhundert und in dieser Weise geht es fort bis zum Schluss. Daraus geht unzweifelhaft hervor, dass die grosse Mehrzahl der hier enthaltenen Gütererwerbungen und sonstigen Rechtshandlungen erst viel später, als sie sich zugetragen haben, aufgezeichnet wurden, dass also eine gleichzeitige oder gruppenweise Eintragung bald nach der Handlung nicht oder nur in Ausnahmefällen stattgefunden hat, ein Vorgang, an den man angesichts der vielen verschiedenen Hände zunächst denken möchte. Eine solche Ausnahme bildet vielleicht das vorletzte 17. Stück, dessen zweiter Teil, der eine spätere Handlung enthält, von anderer Hand und mit anderer Tinte hinzugefügt ist. Eigenartig wie die Anordnung der Stücke ist auch ihr Inhalt und ihre Form. Die Carta, die doch damals das Urkundenwesen noch beherrschte, ist nur in einem Exemplar, Nr. 15, vertreten, Notitien sind häufiger, doch kaum immer genau wiedergegeben, so sind öfters Zeugen und Datum weggelassen; in Nr. 16 bezieht sich das Datum nur auf die letzte Urkunde, bei einigen vorhergehenden und mit ihr in einem gewissen Zusammenhang stehenden fehlt sie. Manche der Stücke aber sind nicht als eigentliche Urkunden zu bezeichnen, sondern neigen schon mehr zur urbarialen Aufzeichnung. Gleich das erste Stück gehört in diese Kategorie; es ist ein Verzeichnis der bis zur Zeit Karls d. Gr. erworbenen Güter, das angeblich auf Befehl dieses Herrschers angelegt wurde und dem man durch Invokation und Datierung, die aber sehr verwirrt ist, einen urkundlichen Anstrich gegeben hat, ohne indes eine eigentliche Kaiserurkunde daraus zu machen; dies geschah erst später, in dem sog. zweiten Züricher Rotulus, wo man unsere Aufzeichnung verwendet und in dem

angegebenen Sinne umgestaltet hat; eine Urschrift, ein Einzelexemplar, das dann natürlich als Fälschung zu qualifizieren wäre, hat wohl nie existiert¹⁾. Als Vorlage mag ein Güterverzeichnis aus karolingischer Zeit gedient haben, das wohl durch Karl d. Gr. und seine Verfügungen über urbariale Aufnahmen des Klosterbesitzes veranlasst worden sein kann, wie ja auch anderwärts in jener Zeit — namentlich in Baiern der *Indiculus Arnonis* und die *Breves notitiae* — ähnliche Aufzeichnungen entstanden sind. Während einige Stücke Güterschenkungen enthalten, handelt es sich bei mehreren anderen um Hörige des Klosters, so in Nr. 8—10, die gerichtliche Entscheidungen über die Zugehörigkeit solcher Hintersassen zum Grossmünsterstift darstellen. Die letzte Notiz zählt lediglich Zensualen mit ihren schuldigen Leistungen auf. Dieser Inhalt des Rotulus wirft auch ein gewisses Licht auf seine eigenartige Anordnung, namentlich auf die bunte Folge zeitlich früherer und späterer Handlungen. Er stellt uns kein vollständiges Traditions- oder Kopialbuch dar, sondern — man möchte fast sagen eine Notizrolle, in die nur besonders wichtige Fakten eingetragen wurden, wichtig namentlich wegen der Strittigkeit des Gegenstandes, um den es sich handelte; denn es ist wohl kein Zufall, dass mehrere Stücke Rechtsentscheidungen enthalten. Da hat man eben nur gelegentlich einzelne Tatsachen verzeichnet, dabei auch weit zurückliegende aufnehmend, wenn es die Bedeutung des Gegenstandes, vielleicht auch eine noch zu gewärtigende Besitzstörung, ratsam erscheinen liess. Der häufige Mangel an Zeugen ist ein Zeichen dafür, dass man vielfach nicht eigentlich rechtliche Zwecke verfolgte, sondern mehr sich einen Überblick über einzelne Partien des Besitzes, sei es an Grund und Boden, sei es an Eigenleuten, verschaffen wollte, teils um im Falle einer Anfechtung über die klösterlichen Rechte rasch orientiert zu sein, teils aber auch zu rein wirtschaftlichen Zwecken. Neben dem juristischen Moment tritt also hier das verwaltungstechnische bereits in den Vordergrund.

Der Rest eines interessanten Traditionsrotulus hat sich auch aus den Archivbeständen des Klosters St. Leodegar in Luzern erhalten²⁾. Er besteht aus drei zusammengehefteten Pergamentstücken, die offenbar schon vor dem Beschreiben mit einander verbunden waren, denn der Text läuft vom ersten zum zweiten Blatt ohne

¹⁾ Dipl. Karol. I. S. 416 ff.

²⁾ Im Staatsarchiv Luzern. Die einzelnen Urkunden ed. nach dem Rotulus im *Geschichtsfreund* d. 5 Orte, I. S. 155 ff., die erste auch Zür. U.-B. I. S. 20 ff., wo auch einige Bemerkungen über den Rotulus selbst.

Unterbrechung fort u. zw. so, dass das Wort *Lucer-nense* in der hier angedeuteten Weise geteilt wird; am Ende des dritten Blattes bricht eine Urkunde im Text ab; daraus sowie aus Löchern am unteren Rande dieses Blattes ersieht man auch, dass der *Rotulus* ursprünglich aus einer grösseren Zahl von Pergamentstücken bestand. Die ganze Vorderseite ist von einer Hand beschrieben, die der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört und sich durch grosse, deutliche Schrift und einen gewissen urkundenmässigen Typus, namentlich in den langen, geschwungenen Ober- und Unterlängen, auszeichnet. Eine Hand des 15. oder 16. Jahrhunderts hat den meisten Stücken Überschriften hinzugefügt, i-Punkte angebracht und einige Emendationen versucht. Auf der Rückseite des ersten Blattes stand eine längere Aufzeichnung, die aber, wahrscheinlich durch Nässe, fast ganz unleserlich geworden ist; einzelne Worte, wie „*ad locum*“, „*indictione sexta*“ und „*acta sunt*“ zeigen, dass hier gleichfalls eine Urkunde stand; geschrieben ist sie von anderer, wohl jüngerer Hand als der Text auf der Vorderseite. Dieser besteht aus sechs urkundenartigen Aufzeichnungen, die Schenkungen an das Kloster St. Leodegar enthalten; nach den drei ersten Stücken ist je ein Siegel gezeichnet, das einen Kaiser darstellt, auf dem Throne sitzend, Szepter und Reichsapfel in den Händen; unter dem 4. und 5. Stück ist ein entsprechender Raum freigelassen, der jedenfalls auch zur Aufnahme einer solchen Siegelzeichnung bestimmt war. Das eigentümlichste an den Urkunden ist die Datierung; die Inkarnationsjahre würden alle ins 6. Jahrhundert führen¹⁾, was natürlich eine pure Unmöglichkeit ist; soviel historische Kenntnisse hatte auch schon ein späterer Benützer oder Archivar — vielleicht derselbe, der die anderen erwähnten Zusätze gemacht hat — und schrieb daher überall drei C (= 100) über der Zeile zu dem Datum dazu. Diese Korrektur werden wir akzeptieren können, ohne jedoch das Datum deshalb als vollkommen richtig und zuverlässig anzusehen, da die Datumsangaben stark im Widerspruch miteinander stehen und z. T. auch mit dieser Korrektur unmögliche Zahlenwerte liefern; immerhin können wir das 9. Jahrhundert als Entstehungszeit dieser Urkunden annehmen. Anhaltspunkte für eine nähere Datierung bietet die Nennung des Königs Ludwig und des Königs bzw. Kaisers Karl III.; der letztere ist durch die Beifügung der Ordnungszahl eindeutig bestimmt, unter jenem ist wohl Ludwig der Deutsche zu verstehen; denn die erste Urkunde, datiert unter anderem mit „*tempori-*

¹⁾ Das Zeichen, das Zür. U.-B. I. S. 21 für undeutbar erklärt, scheint mir doch ein allerdings sonderbar gestaltetes D (= 500) zu sein.

bus Ludeuici regis“, enthält die Stiftung des Klosters St. Leodegar und seine Ausstattung mit Gütern und ist daher ungefähr in das Jahr 853 zu setzen. Die anderen Urkunden können wir nur in die Grenzen einschliessen, wie sie durch die Regierungszeiten der beiden genannten Herrscher gegeben sind, eine Verwendung der anderen Datierungsmerkmale würde zu willkürlichen Kombinationen führen. Eigentlich undatierbar ist die letzte Urkunde ¹⁾, sie nennt keinen König, da der Schluss fehlt; das angegebene Inkarnationsjahr 809 ist mit Rücksicht auf die Gründung des Stiftes unmöglich.

Als Vorlagen für den Rotulus müssen wohl Urkunden gedient haben; dafür spricht die subjektive Fassung, die stets auftretende Promulgations- und Poenformel und die allerdings nur beim letzten Stück vorkommende Schreiberunterschrift, endlich der ganze Stil, der durchaus dem der Privaturkunde des 9. Jahrhunderts entspricht. Eigenartig ist dabei nur die ganz zerrüttete Datierung und der vollständige Mangel an Zeugen. Ersteres ist wohl nur so zu erklären, dass die Originale nicht oder wenigstens nicht nach Inkarnationsjahren datiert waren und der Schreiber des Rotulus daher in ganz willkürlicher Weise eine Datierung dazukomponiert hat. Das Fehlen von Zeugenamen ist weniger auffällig: Zeugen anzuführen hätte ja höchstens einen historischen Wert haben können, sicher aber keinen rechtlichen, da ja diese Leute seit langem tot waren. Das erhellt den Charakter dieser ganzen Aufzeichnung; sie hatte keinen juristischen, sondern nur wirtschaftlichen Wert, sie konnte die Übersicht über den klösterlichen Besitzstand erleichtern und dem Interesse, das man allenfalls der Vergangenheit des Klosters entgegenbrachte, dienen.

In einer eigentümlichen Überlieferungsform sind vier Traditionen des Klosters Zwiefalten erhalten ²⁾. Sie stehen auf einem leeren Blatte eines Zwiefaltener Evangeliars, geschrieben von vier verschiedenen Händen, die, untereinander zeitlich nahestehend, wohl alle noch dem 12. Jahrhundert, aber dessen letzten Jahrzehnten angehören. Die erste Aufzeichnung wird durch die Nennung des Abtes Ulrich vor das Jahr 1139 versetzt, die folgenden drei geben keinen Anhaltspunkt zu ihrer zeitlichen Bestimmung. Alle diese Eintragungen sind zeugenlos und enthalten neben einer Tradition Bestimmungen über Verpflichtungen des Klosters, die es nach dem Tode des Traditors an dessen Anniversartage zu erfüllen hatte; daraus ist wohl auch die Aufzeichnung der ersten Tradition etliche Jahrzehnte nach ihrer Vollziehung

¹⁾ Geschichtsfreund I. S. 158.

²⁾ In der kgl. Bibliothek in Stuttgart. Hsggb. Wirtemb. U.-B. IV. S. 345 ff.

zu erklären, indem es nicht auf die Schenkung ankam, deren Anfechtung nicht mehr zu fürchten war, sondern auf die Erinnerung für die Klosterleute selbst, ihrer Verpflichtungen eingedenk zu sein. Dies ist auch ziemlich deutlich ausgesprochen am Schlusse der dritten Notiz: „Quod nos illis iure fraterne dilectionis persolventes posteritati nostre fideliter observandum relinquimus“. Wie weit bei den anderen drei Notizen die Handlung vor der Aufzeichnung hier im Kodex liegt, ist nicht zu bestimmen. Jedenfalls sind Urkunden die Vorlagen gewesen, dies lässt sich aus der den Stücken vorangehenden Publikationsformel und besonders aus der Arenga des zweiten Stückes schliessen, in der auf die Bedeutung der Urkunden als „indices rerum, signa verborum“ hingewiesen wird.

Zeigten schon die zuletzt besprochenen Aufzeichnungen eine Hineigung zur Urbarial- oder Anniversarnotiz, so ist dies in noch stärkerem Masse der Fall in einigen anderen Fällen, die hier angeschlossen werden, um den Übergang zu den genannten Quellengattungen auch in seinen vorgeschrittensten Stadien zu zeigen. Dem eigentlichen Traditionsbuch relativ am nächsten steht ein aus dem württembergischen Kloster Bebenhausen erhaltenes Pergamentblatt, aus einer liturgischen Handschrift herausgerissen, dessen eine leere Seite zur Verzeichnung von Gütererwerbungen benutzt wurde ¹⁾. Die Schrift weist in den Anfang des 13. Jahrhunderts, womit übereinstimmt, dass der hier aufgezählte Besitz grösser ist als der in einer päpstlichen Bulle von 1204, kleiner als der in einer Bulle von 1229 bestätigte. Mit Ausnahme der letzten Eintragung ist alles von einer Hand geschrieben, der unterste Teil des Blattes ist leer, es wurde also offenbar die Aufzeichnung nicht weiter fortgesetzt. Dies ist umso begreiflicher, als wir ja bereits im 13. Jahrhundert halten, wo solche Notizen überhaupt nur mehr selten gemacht wurden; rechtlichen Wert hatten diese zeugenlosen, wohl nach den Einzelvorlagen zusammengestellten Traditionen ohnedies nicht und für den wirtschaftlich notwendigen Überblick sorgten bald die nunmehr aufkommenden Urbare oder wenigstens urbariale Aufzeichnungen.

Mehrere solcher eine Zwitterstellung einnehmender Aufzeichnungen hat uns auch das Grossmünsterstift in Zürich überliefert, dessen grossen Rotulus wir schon kennen gelernt haben. Es kommt hier zunächst der sog. zweite Rotulus ²⁾ in Betracht, der aber mit Unrecht so genannt wird, da es sich vielmehr um einen aus 11 Blättern be-

¹⁾ Im Staatsarchiv Stuttgart. Wirt. U.-B. III. S. 481.

²⁾ Im Staatsarchiv Zürich. Zür. U.-B. I. S. 11 f. u. 178 ff.

stehenden Kodex handelt, der von einer grösseren Anzahl von Schreibern beschrieben wurde, die sich auf den Zeitraum von der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis gegen 1300 hin verteilen. Anfangs wurden grössere Partien auf einmal eingetragen, bei den Notizen des 13. Jahrhunderts hingegen tritt ein sehr häufiger Wechsel der Hände ein, die Eintragungen sind offenbar ziemlich gleichzeitig mit den Tatsachen, die sie enthalten, erfolgt. Den Anfang macht die oben erwähnte angebliche Urkunde Karls d. Gr. ¹⁾, deren Inhalt, die Aufzeichnung des Klostergrundbesitzes betreffend, schon auf den wirtschaftlichen Charakter der Quelle hinweist. Die folgenden Eintragungen wollen ersichtlich nicht einmal den Schein erwecken, als sollten sie rechtlichen Zwecken dienen; es sind z. T. Anniversarstiftungen, die manchmal, besonders durch die subjektive Fassung, an Traditionsurkunden anklängen, sich aber durch Formeln wie: *Orate pro nobis* u. dgl. sowie vor allem durch ihre Zeugenlosigkeit von ihnen unterscheiden. Weit aus der Mehrheit aber bilden Notizen, die sich auf die Verwaltung des klösterlichen Besitzes beziehen, Aufzählung von Gütern und Einkünften, von Zensualen und deren Leistungen, vereinzelt finden sich darunter Vergabungen mit Angabe des Schenkers, doch auch sie ohne Datum und Zeugen. Stellenweise tritt schon eine Anordnung der Güter nach dem räumlichen Prinzip auf ²⁾ — ein weiterer Schritt zum Urbar. Wir können also das Ganze als eine Art Notizbuch charakterisieren, in das man Bemerkungen und Aufzeichnungen eintrug, um sie vor dem Vergessenwerden zu bewahren und um darin nachsehen zu können, so oft die Klosterverwaltung dies erheischte.

Ähnlichen Zwecken dienten zwei kleinere Rotuli desselben Klosters, deren einer ³⁾, geschrieben in einem Zuge um die Mitte des 12. Jahrhunderts, hauptsächlich Anniversarstiftungen enthält, in der subjektiven Fassung, die wir auch im Kodex gefunden haben und die wohl aus urkundlichen Vorlagen übernommen wurde. Anfang und Schluss bilden Verzeichnisse von Zinsen und Lehngrundstücken. Der zweite Rotulus ⁴⁾, aus drei Stücken bestehend, wurde grossenteils schon gegen Ende des 9. Jahrhunderts beschrieben, im folgenden und vielleicht noch zu Anfang des 11. Säculums mit zwei kleinen Beiträgen fortgesetzt; er stellt mit seinen Listen von Besitzungen und Leistungen bereits eine rein urbariale Aufzeichnung dar.

¹⁾ Vgl. oben S. 23 f.

²⁾ a. a. O. Nr. 298.

³⁾ ib. Nr. 293—297.

⁴⁾ ib. Nr. 160.

Wenn wir im Vorstehenden eine Reihe von Quellen besprochen haben, die mit dem Urkundenwesen nur mehr wenig oder nichts zu tun haben, so geschah es, um zu zeigen, wie schwankend und schwer definierbar der Charakter dieser historischen Denkmale ist, wie eine ganze Reihe von Zwischenformen unmerklich von der Urkundensammlung hinüberleitet zur urbarialen und Anniversarnotiz. Und noch etwas rechtfertigt die Einbeziehung dieser eigenartigen Quellen in eine diplomatische Untersuchung. In einer Zeitperiode, aus der so wenig urkundliches Material auf uns gekommen ist, bieten sie uns einen gewissen historischen Ersatz für dieses, so wenig sie auch geeignet und bestimmt waren — im Gegensatz zu bairischen Verhältnissen! — den Zeitgenossen die rechtliche Funktion einer Urkunde zu ersetzen. Namentlich die Wirtschaftsgeschichte, deren Objekt ja nicht so sehr der einzelne Fall als vielmehr die Masse der Erscheinungen ist, kann aus diesen Aufzeichnungen zu Resultaten gelangen, deren allerdings besseres und festeres Substrat in anderen Gebieten und zu anderen Zeiten, Urkunden, Cartulare und Traditionsbücher bilden.

III. Gütergeschichten aus der Höhezeit des Mittelalters.

Traten uns bisher nur vereinzelte Beispiele von kopialen und traditionsbuchartigen Zusammenfassungen entgegen, waren es z. T. mehr Versuche, die in den Anfängen stecken blieben, z. T. ungeordnete Aufzeichnungen mannigfachen Inhalts, so wenden wir uns jetzt einer Gruppe von Quellen zu, die zwar mit jenen manches gemeinsam haben, sie aber durch Breite der Grundlage und systematische Anlage an Bedeutung weit übertreffen. Der starke Aufschwung des religiösen Lebens im 10. und 11. Jahrhundert brachte den Klöstern reichen Zuwachs an Land und Leuten, dadurch wurde aber auch das Bedürfnis nach einer besseren Übersicht und Inventarisierung des Besitzes sowohl zu rechtlichen als insbesondere zu administrativen Zwecken immer dringender, zugleich wuchs auch das historische Interesse an dem Werden und Gedeihen des Grundbesitzes. Das sind die Wurzeln, aus denen die schwäbische Gütergeschichte herausgewachsen ist¹⁾. Bei den besten und reinsten Vertretern dieser Quellengattung treten urbariale und chronikalische Züge noch wenig hervor, es handelt sich wirklich um die Geschichte von Grund und Boden, dargestellt mit mehr oder minder freier Verwertung der Traditionsnotizen. Diese urkundliche oder aktartige Grundlage einerseits, der vor-

¹⁾ Auf diesen Charakter der schwäbischen Gütergeschichte hat zuerst H. Hirsch hingewiesen, Mitt. des Instituts 25. Bd. S. 248 f.

wiegend wirtschaftliche Zweck anderseits weisen der Gütergeschichte eine Mittelstellung zwischen Traditionsbuch und Urbar an.

Kloster Rheinau.

In mancher Beziehung dem Traditionsbuch nabestehend ist eine Quelle des Klosters Rheinau¹⁾. Wahrscheinlich durch einen Streit mit dem Grafen Rudolf von Lenzburg um die Vogteirechte wurde das Kloster veranlasst, behufs besserer Übersicht über seinen archivalischen Bestand eine Zusammenfassung der urkundlichen Besitztitel in Buchform vorzunehmen. Dieser Kodex ist der Schrift nach im zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts entstanden und gehört zum grössten Teil einem Schreiber an, der bis Spalte 46 (jede Seite zerfällt in zwei Spalten) tätig war, mit Ausnahme der Spalten 39—42, die von einer anderen Hand herrühren, die durch Neigung zur Brechung und durch Striche bei Doppel-i einen jüngeren Eindruck macht. Nach der Ansicht des Herausgebers²⁾ hätten wir es hier mit einer Kopie nach der ersten Hand zu tun, doch dies ist kaum haltbar, denn der vom zweiten Schreiber stammende Teil der Handschrift nimmt gerade ein Blatt des Kodex oder vielmehr die Hälfte eines Doppelblattes ein, dessen andere Hälfte herausgeschnitten ist und der Text läuft über dieses Blatt, also von der ersten zur zweiten und dann wieder zur ersten Hand, ohne Unterbrechung fort. Man müsste also mit dem Herausgeber annehmen, aus dem schon fertigen Kodex sei ein Blatt, vielleicht wegen Beschädigung, herausgenommen, auf dem jetzt darin befindlichen abgeschrieben und dieses dann eingehftet worden; es ist jedoch nicht wahrscheinlich, dass es bei dieser Prozedur dem Schreiber gelungen wäre, den ihm zur Verfügung stehenden Platz so vollständig auszufüllen, ohne am Schluss die Schrift auseinanderdehnen oder zusammenrücken zu müssen. Da nun die zweite Hand nicht so vorgeschritten ist, dass sie nicht noch der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehören könnte, so erscheint es wahrscheinlicher, dass dieses eine Blatt gleich bei der Anlage des Kodex von einem jüngeren Schreiber beschrieben wurde, den dann wieder der erste ablöste. Der letzte Teil des Cartulars, Spalte 47—50, ist von einem dritten Schreiber, dem Schriftcharakter nach einige Jahrzehnte später, angefügt worden.

¹⁾ Im Staatsarchiv Zürich. Ed. G. Meyer v. Knonau, Quellen z. Schweizer Geschichte III. Bd.

²⁾ a. a. O. S. 78.

Dem Inhalte nach umfasst das Cartular Urkunden von 844 bis zur Zeit Heinrich V., doch entfällt der weitaus grösste Teil derselben auf das 9. Jahrhundert, die beiden folgenden bringen nur ganz spärliche Beiträge und erst aus der Zeit Heinrich V. liegt wieder ein etwas reicheres Material vor. Ob uns alle Urkunden aus dieser Zeit in dem Cartular erhalten sind, ist zweifelhaft, da Erwerbungen, die durch Tausch oder sonstwie verloren gegangen waren, als obsolet geworden, ausgelassen sein können. Die Methode, nach der bei Anlage des Kodex vorgegangen wurde, wird einigermaßen erhellt dadurch, dass uns eine Privaturkunde im Original erhalten ist, eine Schenkung des Abtes Cozpret von 892¹⁾; es ist eine volle Carta mit Zeugen, Pönformel und Schreiberunterschrift; im Cartular ist diese Urkunde mit zwei anderen Schenkungen desselben Abtes in der Art zusammengezogen, dass die Invokation und die Namensnennung des Ausstellers nur von der ersten Urkunde, Pönformel und Datierung nur von der letzten beibehalten sind, während von der mittleren, eben jener, deren Original wir haben, nur ein kurzer Auszug, allerdings in subjektiver Form, aber ohne alle urkundlichen Bestandteile übrig blieb. Wäre nicht zufällig jene eine Urkunde im Original erhalten, so müsste man das ganze Stück als einheitliche Beurkundung dreier vermutlich zu gleicher Zeit erfolgter Rechtshandlungen ansehen. Mag auch diese Zusammenziehung hier durch die gemeinsame Person des Ausstellers veranlasst worden und sonst nicht üblich gewesen sein — wir finden wenigstens keine Anzeichen davon — so sieht man daraus doch, dass wir eine getreue Kopierung der Urkunden nicht zu erwarten haben. Der Vergleich mit Originalen von Kaiser- und Papsturkunden ergibt zwar, dass diese wortgetreu kopiert wurden, doch bei den Privaturkunden sind mit einer einzigen Ausnahme überall die Zeugen weggelassen, es heisst meist nur „coram idoneis testibus“ oder ähnlich. Auch eine Schreiberunterschrift findet sich nirgends, ob eine solche stets vorhanden war, ist freilich ungewiss, die Originalurkunde von 892 weist sie auf und für das 9. Jahrhundert werden wir sie wohl als Regel annehmen können. Auch bei der Datierung haben sich die Schreiber manche Veränderung erlaubt, ungefähr im letzten Viertel des Cartulars finden wir überhaupt keine eigentliche Datierung, sie wurde entweder ganz weggelassen, oder man begnügte sich mit Angaben wie „rege Heinrico IIII“ und ähnlichen; auch schon in früheren Stücken (Nr. 17, 18, 19) weist der Schreiber einfach mit „anno quo supra“ auf das Datum der vorhergehenden Urkunde hin. An-

¹⁾ a. a. O. Nr. 23.

derseits hat wieder der erste Schreiber die Papstjahre aus eigenem hinzugefügt, wobei ihm manche Fehler unterlaufen sind ¹⁾). Sehr auffällig ist die regelmässige Weglassung der Zeugen, besonders, wenn man den mutmasslichen Zweck der Anlage des Cartulars in Betracht zieht; für die früheren Jahrhunderte hatte die Aufzeichnung der Zeugen allerdings keinen Wert, da sie ja längst tot waren und an ihre Stelle das Recht der Ersitzung und das Nachbarschaftszeugnis getreten waren, aber bei den letzten Stücken aus dem 12. Jahrhundert mussten die Zeugen doch das wichtigste Beweismittel sein. Wir haben also kein eigentliches Cartular oder Kopialbuch vor uns, sondern eine Sammlung der über den Grundbesitz vorhandenen Rechtstitel, hauptsächlich zum Zwecke der besseren Übersicht und Evidenthaltung oder anders ausgedrückt: eine Gütergeschichte in Form einer Urkundensammlung.

Eine Beobachtung, die wir schon am Züricher Material machen konnten, findet hier eine Bestätigung. Vom Beginn des 10. bis zum 12. Jahrhundert überliefert uns das Cartular keine Privaturkunde; trotz dieser langen Unterbrechung erscheinen aber auch hier die Urkunden dann wieder im Gewande der alten Carta. Besiegelt waren sie wohl zumindest anfangs nicht, aber die neue Epoche des Urkundenwesens kündigt sich doch schon in der Wiederaufnahme urkundlicher Formen an; diese nahm man, wo sie am nächsten zur Hand waren: aus den alten Urkunden der Archivbestände.

Gütergeschichten von Reichenbach und Komburg.

Schon bald nach seiner Entstehung ist das von Hirsau aus im Jahre 1082 gegründete Schwarzwaldkloster Reichenbach an die Abfassung eines Schenkungsbuches gegangen und die frühe Anlage desselben hat jedenfalls verursacht, dass es notwendig wurde, etwa 50 Jahre später ein neues anzulegen. Die erste Gütergeschichte, deren Original sich im Kloster St. Paul in Kärnten befindet, (daher von mir mit P bezeichnet) ²⁾ ist, wie sich aus der Nennung des im Jahre 1091 gewählten Hirsauer Abtes Gebhard ergibt, nach diesem Jahre angelegt; der Schrift nach gehört dieser Kodex in seinem ersten bis f 8 reichenden Teile der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts an; da die

¹⁾ Meyer v. Knonau, a. a. O. S. 82.

²⁾ Beschreibung der Hdschft. und Abdruck der vom Stuttgarter Kodex abweichenden Partien Württemberg. U.-B. VI. S. 439 ff. Die Handschrift des Stuttgarter Staatsarchives hsggb. ebenda II. Bd. S. 389 ff.; von mir mit St. bezeichnet.

in St enthaltenen ausführlichen Angaben über Schenkungen und sonstige Tätigkeit Gebhards hier fehlen, fällt die Abfassungszeit wohl in dessen erste Regierungsjahre, mithin noch ins 11. Jahrhundert. Scheinbar im Widerspruch damit steht die Erwähnung der Schenkung eines Bertholdus dux senior in beiden Kodices¹⁾. Da Berthold I. von Zähringen 1078 starb, Reichenbach aber erst 1082 gegründet wurde, möchte man dabei an Berthold II. (1078—1111) denken; dieser konnte natürlich erst dann als senior bezeichnet werden, wenn bereits ein iunior, also sein Nachfolger Berthold III., zur Regierung gelangt war; tatsächlich folgt in St auch gleich eine Tradition des Bertholdus iunior. Demnach müsste die Anlage von P erst nach 1111 fallen. Es kommt jedoch vor, dass Zuwendungen auch an ein noch nicht bestehendes Kloster, als materielle Basis für die erst beabsichtigte Gründung gemacht wurden. Fast unmittelbar anschliessend an die herzoglichen Schenkungen haben wir ein Beispiel dafür, denn es heisst dort (in beiden Kodices): „Rödolfus quidam ... dedit ... ante constructionem huius cenobii...“ Dasselbe können wir auch für den obigen Fall annehmen und in den beiden Herzogen Berthold I. und Berthold II. erblicken, was mit der Entstehungszeit — Ende des 11. Jahrhunderts — durchaus übereinstimmt.

An diesen Grundstock des Kodex schliessen sich zunächst einige kleine Eintragungen von verschiedenen Händen an, von f. 8¹ bis f. 14 war wieder ein Schreiber tätig, welcher der Schrift nach der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört. Zwischen f. 9 und 12 sind zwei kleinere Blättchen eingeklebt, f. 10 und 11²⁾. Dieses ist von der Hand des Kontextschreibers geschrieben, sein Inhalt³⁾ schliesst sich, wie auch durch ein Verweisungszeichen kenntlich gemacht ist, an einen f. 9 dargestellten Kauf eines Gutes in Göttelfingen an, zu dem es eine Ergänzung bildet. Anders steht es mit f. 10; es ist beschrieben von einer Hand, die gleichfalls der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört, aber von der des Textschreibers verschieden ist; sie zeichnet sich durch einen gewissen urkundenmässigen Zug, besonders durch die geschwungenen Ober- und Unterlängen sowie durch hin

¹⁾ a. a. O. II. S. 400; in P auf f. 6, also noch im ersten Teil der Handschrift. Da nur der Stuttgarter Text im Wirt. U.-B. vollständig ediert, vom St. Pauler hingegen nur die Abweichungen und die in jenem nicht enthaltenen Teile abgedruckt sind, müssen die in beiden Handschriften vorkommenden Stellen nach St., also nach Wirt. U.-B. II. Bd., zitiert werden.

²⁾ Die Follierung rührt von einer späteren Hand her, deshalb sind diese Blättchen mitgezählt.

³⁾ Wirt. U.-B. VI. S. 445.

und wieder aufgesetzte Flämmchen aus. Den Inhalt bildet die Schenkung eines Rudolf von Salztetten¹⁾ in Form einer Notitia mit Publikation und einer langen Zeugenreihe. Dieses doch einigermaßen entwickelte Formular und der von der Buchschrift abweichende Schriftcharakter legen die Vermutung nahe, dass wir es hier mit dem Original einer Notitia oder eines Aktes zu tun haben; denn das Blättchen hat auch ganz die Form, wie man sie für Einzelakte zu benutzen pflegte. Es ist also durchaus wahrscheinlich, dass man die hier aufgezeichnete Rechtshandlung, die entweder anfangs vergessen wurde oder überhaupt erst nach die Niederschrift dieses Teiles des Kodex fällt (sie enthält keinen Anhaltspunkt zur Datierung), an der bezeichneten Stelle des Schenkungsbuches einschieben wollte und dazu der Einfachheit halber das Original in die Handschrift hineinklebte. Von f. 14 bis zum Schluss (f. 18) herrscht ein Wechsel der Hände fast nach jeder einzelnen Eintragung; der Schrift nach gehört dieser Teil des Kodex der Mitte und der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an, wobei besonders gegen Schluss das Auftreten immer jüngerer Hände deutlich hervortritt. Bis f. 17, Z. 5 v. o., wo es heisst: „Affuit etiam domnus Meginhardus clericus et alii clericorum decem“²⁾, finden sich Eintragungen, die in den ersten Teil des Stuttgarter Kodex übernommen wurden; da dieser höchstwahrscheinlich zwischen 1140 und 1152 entstanden ist³⁾, ergibt sich auch für die genannten Rechtshandlungen in P als terminus ante quem das Jahr 1152. Weiter führen die den Rest bildenden Aufzeichnungen, das späteste einigermaßen datierbare Stück ist eine Urkunde über einen Wald des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen⁴⁾ die aus genealogischen Gründen erst aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts stammen kann⁵⁾. Hierauf folgen noch zwei Notizen, die letzte ist von 1119 datiert, also sehr späte Nachtragung.

Die im allgemeinen chronologische Ordnung, die im Kodex herrscht, wird an mehreren Stellen von derartigen Nachträgen unterbrochen; solche sind die Schenkung des Diemar von Trifels⁶⁾ auf f. 15', die in die ersten Zeiten des Klosters zurückreicht und die Traditionen des

¹⁾ ib. S. 445 f. In St. ist diese Tradition nicht enthalten, also vielleicht erst nach Anlage des zweiten Kodex in P eingefügt.

²⁾ ib. S. 451.

³⁾ vgl. unten S. 36.

⁴⁾ Wirt. U.-B. VI, S. 452.

⁵⁾ ib. S. 440.

⁶⁾ ib. S. 450.

Ernest¹⁾, die wegen der gemeinsamen Person des Ausstellers zusammengefasst werden. Man ersieht daraus, dass es auf Vollständigkeit bei der Anlage des Schenkungsbuches nicht ankam und wir daher nicht erwarten dürfen, alle Gütererwerbungen, die Reichenbach gemacht hat, darin verzeichnet zu finden; ferner kann man aus der Reihenfolge der Eintragungen nicht mit Sicherheit schliessen, dass die Traditionen auch zeitlich in derselben Weise aufeinanderfolgen. Jedoch zeigen sich im letzten Teil des Kodex Erscheinungen, die auf eine teilweise gleichzeitige Eintragung schliessen lassen. So tritt auf f. 15', wo mit „Statutum est tunc . . .“²⁾ ein Zusatz zu einer Tradition eingeleitet wird, mit dem Worte „Statutum“ ein Wechsel der Tinte ein. Bei der Schenkung der Herren von Obrigheim³⁾ wurde nach der Zeugenliste („presentibus his testibus“) Raum freigelassen, den eine andere Hand durch die Worte: „facta est: Adelbertus de Sekke“⁴⁾ nur teilweise ausgefüllt hat. Ein anderer Fall: das Kloster nimmt mit Berthold von Scharfenberg einen Tausch vor und sichert sich dabei gegen das Nichtzustandekommen durch Festsetzung einer Konventionalstrafe: si hoc firmum et stabile non fecerit, dabit nobis X talenta“⁵⁾. Schon das Futurum weist darauf hin, dass das Rechtsgeschäft zur Zeit der Eintragung noch nicht effektuiert war und auch die Höhe des zu leistenden Betrages scheint noch nicht bestimmt gewesen zu sein, da die Worte: „X talenta“ von anderer Hand beigegefügt sind. Bei der letzten Notiz endlich⁶⁾ ist zwischen den Worten „frater“ und „Antwort“ ein Raum für c. 15 Buchstaben freigelassen, der auch später nicht mehr ausgefüllt wurde. Diese Beispiele machen sehr wahrscheinlich, dass die Eintragungen teilweise gleichzeitig oder unmittelbar nach dem betreffenden Rechtsgeschäft erfolgten. Jedoch soll damit keineswegs dem Schenkungsbuch die Rolle jener bairischen Traditionskodices zugewiesen werden, die an Stelle von Einzelaufzeichnungen tretend, die Funktion eines fortlaufenden urkundlichen Protokolls hatten; dies ist vielmehr nach dem ganzen Charakter unserer Quelle ausgeschlossen.

Der Stuttgarter Kodex setzt sich ebenfalls aus einem einheitlich entstandenen Grundstock und sich anreihenden Fortsetzungen zusammen; jener ist der Schrift nach um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden und reicht bis f. 30, wo bestimmt eine neue Hand be-

¹⁾ Wirt. U.-B. II. S. 392.

²⁾ ib. S. 409.

³⁾ ib. S. 409 f.

⁴⁾ Wirt. U.-B. VI. S. 451.

⁵⁾ ib. S. 452.

⁶⁾ ib. S. 453.

ginnt; auf dem vorhergehenden Blatt ist ein Wechsel der Tinte bemerkbar, doch scheint mir hier noch der erste Schreiber tätig gewesen zu sein; der zweite schrieb dann bis f. 32', der Rest der Handschrift wird durch einen fortwährenden Wechsel der Hände charakterisiert, deren letzte wohl schon dem 13. Jahrhundert angehört. Diese paläographischen Haltpunkte finden für den ersten Teil ihre Bestätigung in einer eigentümlichen Ausdrucksweise bei Datierung einer Schenkung, welche die Abfassung jenes Teiles mit grosser Wahrscheinlichkeit zwischen 1140 und 1152 zu setzen gestattet¹⁾. Die Eintragungen der späteren Hände jedoch schreiten sehr rasch vor, schon auf f. 33' begegnet eine Urkunde von 1209²⁾. Der Stuttgarter Kodex lehnt sich seiner ganzen Anlage nach unverkennbar an den in St. Paul befindlichen an, er hat ihn, wie aus vielen ganz wörtlichen Übernahmen ersichtlich ist, ausgiebig benützt; doch erfolgte dies in sehr sorgfältiger und verständiger Weise, indem dabei den während des 50 jährigen Zeitabschnittes eingetretenen veränderten Verhältnissen durchaus Rechnung getragen wurde. St. hat in manchen Fällen mehr als P, was sich jedenfalls darauf zurückführen lässt, dass die betreffenden Rechtshandlungen sich erst nach der Abfassung des letzteren zugetragen haben; manchmal tritt dies schon durch den Wortlaut ganz deutlich hervor, so bei einer Schenkung einer Hufe durch Burchard, wo es heisst³⁾: „Quę postea in concambium data est duci Cōnrad pro alia in Sendelinbach“; dieser Zusatz fehlt in P; oder in P⁴⁾: „... ubi etiam modo curtem habemus“, in St.⁵⁾ „... ubi etiam quondam curtem habuimus“; der Hof war damals eben nicht mehr Klosterbesitz⁶⁾. Ebenso sind auch manche Traditionen in St. ganz weggeblieben, oft ohne Zweifel deshalb, weil sie durch späteren Abtausch obsolet geworden waren⁷⁾. Jedoch finden wir in P. auch eine ganz stattliche Zahl von Eintragungen, die in St. fehlen, bei denen andere Gründe vorliegen. Man hat den zweiten Kodex nicht nur angelegt, um Änderungen, die sich seit der Entstehung des ersten vollzogen hatten, darin aufzuzeichnen und festzuhalten, sondern ihn auch benützt, um Schenkungen aus

¹⁾ vgl. Wirtemb. U.-B. II. S. 389.

²⁾ a. a. O. S. 414.

³⁾ a. a. O. S. 403.

⁴⁾ a. a. O. VI. S. 443.

⁵⁾ a. a. O. II. S. 401.

⁶⁾ Auch finden sich einzelne Bestimmungen, die jedenfalls später getroffen wurden, in P von späterer Hand hineinkorrigiert, während sie bei St. im fortlaufenden Text stehen; vgl. Wirtemb. U.-B. VI. S. 439.

⁷⁾ Auch hiefür Beispiele a. a. O. S. 439.

früherer Zeit, die in jenem vergessen oder sonst aus irgend einem Grunde nicht aufgenommen worden waren, nachzutragen. Neuerwerbungen finden sich hauptsächlich in St. aufgezeichnet, jedoch wird auch P noch fortgeführt, so dass eine Zeitlang die Eintragungen in beiden Kodices parallel laufen, bis dann gegen Ende des 12. Jahrhunderts der erste aufgelassen wird.

Die Form, in der die Gütererwerbungen verzeichnet sind, ist meist einfach und nicht urkundlich, jedoch haben sich öfter Reste des Formulars der Vorlagen erhalten, so hin und wieder eine Datierung, eine Publikation oder Pertinenzformel, die Fassung ist meist objektiv, mehr oder minder einfach stilisierte Notitien oder Akte haben wohl als Vorlagen gedient. Zeugen sind ziemlich selten angeführt; damit vor allem kennzeichnet sich unsere Quelle am deutlichsten als eine solche, die nicht in erster Linie rechtliche Zwecke verfolgte. Sie stellt vielleicht den reinsten Typus der für Schwaben charakteristischen Gütergeschichte dar. Dass dabei das Moment der rechtlichen Sicherung nicht aus dem Auge gelassen wurde, geht aus der Gründlichkeit hervor, mit der die Erwerbung der Güter dargestellt und ihre Rechtmässigkeit hervorgehoben wird, namentlich dort, wo es sich um strittige Fälle handelt¹⁾; im Vordergrund steht aber doch das wirtschaftliche Interesse am Grundbesitz, der Hauptzweck ist ein administrativer und dieser sprengt dann gelegentlich die Form der Gütergeschichte, die chronologische Ordnung der Traditionen weicht stellenweise einer topographischen. Daneben finden wir auch Zusammenfassungen von Schenkungen nach der Person des Spenders und hier ist der Grund ein klösterlich-religiöser: am Schluss folgt die Aufforderung, des Wohltäters im Gebet zu gedenken²⁾. Der wirtschaftliche, urbariale Charakter ist im Stuttgarter Kodex stärker ausgeprägt; dies erklärt sich einmal aus seiner späteren Entstehungszeit und längeren Fortführung überhaupt, ist aber auch darauf zurückzuführen, dass zur Zeit seiner Anlage der Klosterbesitz schon einen bedeutenden Umfang erreicht hatte und daher zu einer rationelleren Art der Inventarisierung drängte, als die blosse Aneinanderreihung der Traditionen sie bot. Und so ging man noch einen Schritt weiter und nahm auch Zehentverzeichnisse und

¹⁾ So bei der Schenkung der Mathild von Sunthausen (Wirt. U.-B. II. S. 399 f.), wo infolge der Zugehörigkeit der Schenkerin zum fränkischen Rechtskreis mehrfache Anfechtungen erfolgten. Dieser Fall liefert auch ein Beispiel dafür, dass öfter gültige Rechtshandlungen, die aber an fremdem Ort und in einem anderen Stammesgebiet vorgenommen worden waren, vor Zeugen aus der Nachbarschaft wiederholt wurden. Vgl. Redlich, Privaturkunden S. 71.

²⁾ Z. B. II. S. 416.

die Grenzbeschreibung eines Waldes auf¹⁾. Damit war der entscheidende Schritt zum Güterbeschrieb getan, der aber nicht mehr zur Ausbildung kommen sollte, denn wenig später hörten die Eintragungen in den Kodex auf.

Im Anschlusse an die Reichenbacher Traditionskodices mag auch das „Schenkungsbuch“²⁾ des fränkischen Klosters Komburg kurz erwähnt werden, weil es seinem Wesen nach den schwäbischen Quellen dieser Art sehr nahe steht. Von zwei ziemlich gleichzeitigen, der Mitte des 12. Jahrhunderts angehörenden Händen geschrieben, enthält dieses Werk zunächst eine Darstellung der Gründung des Klosters, beziehungsweise seiner Umwandlung in ein Benediktinerstift im Jahre 1079 und der klösterlichen Organisation sowie eine summarische Aufzählung der den Gründungsfundus bildenden Schenkungen. Den Hauptinhalt bilden dann Traditionen, bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts reichend, aber nicht streng chronologisch geordnet. Im Gegensatz zur kurzen Zusammenfassung der ersten Überweisungen werden die Schreiber hier ausführlicher, sie haben sich offenbar im allgemeinen an ihre Einzelvorlagen gehalten, doch fehlt oft die Datierung, manchmal auch die Zeugen. Die Form der Traditionen ist zumeist die der Notitia mit Publikation und Pertinenzformel, doch leiten Zwischenformen hinüber zum reinen Akt. Was dabei an Weglassungen auf das Konto der Abschreiber zu setzen ist, wissen wir natürlich nicht, doch können wir im allgemeinen wohl annehmen, dass auch die Vorlagen sich in den Formen der Notitia und des Aktes gehalten haben.

Rotulus von St. Peter.

Der Entstehungszeit und dem Inhalte nach verwandt mit den Gütergeschichten von Reichenbach und Komburg, aber eigenartig in der Form ist der Rotulus des badischen Klosters St. Peter im Schwarzwalde³⁾. In diesem Stift hat man nicht die sonst üb-

¹⁾ ib. S. 412 f., 414 u. 418.

²⁾ Im Staatsarchiv Stuttgart. Druck u. Beschreibung der Hdschft. Wirt. U.-B. I. S. 390 ff.

³⁾ Im Generallandesarchiv Karlsruhe. Hsggb. mit kurzer Einleitung in der originalen Reihenfolge von Weech, Freiburg. Diözesan-Arch. XV. S. 133 ff. Neue Ausg. in chronologischer Anordnung von Edgar Fleig, Handschriftl., wirtschafts- und verfassungsgeschichtl. Studien z. Gesch. d. Klosters St. Peter auf d. Schwarzwalde. Freiburg. Progr. 1908; daselbst auch eingehende Untersuchung der Hdschft., ihrer Entstehung und Bedeutung. Unter Verweis auf diese Schrift kann ich mich bei Behandlung dieser Quelle kürzer fassen, als dies sonst bei dem Umfang und der Wichtigkeit derselben tunlich wäre.

liche Art der Aufzeichnung in einem Kodex gewählt, sondern man schrieb die Traditionen auf eine aus 16 Pergamentblättern zusammengeheftete Rolle, welche die stattliche Länge von 630 cm erreicht; schon aus diesen äusseren Umständen geht hervor, dass es sich hier kaum um ein einheitlich entstandenes Werk handeln kann; dies wird bestätigt durch die Vielheit der Hände¹⁾, die an der Herstellung beteiligt waren; die erste gehört etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts an und von da zieht sich eine Reihe von Schriften bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hin; ein terminus post quem für die letzten Eintragungen ist in der Schlussurkunde gegeben, die von 1203 datiert ist, doch dürfte deren Eintragung wohl erst etwas später erfolgt sein. Die Verteilung der Hände stimmt im allgemeinen mit der von Fleig²⁾ hauptsächlich aus chronologischen und sonstigen inneren Gründen festgestellten gruppenweisen Entstehung der Rolle überein; so scheint mir der Text der ersten vier Blätter zwar nicht von einer Hand herzurühren, aber die erste Hand taucht doch, nachdem sie bereits durch zwei andere zeitweise abgelöst worden war, auf f. 3 wieder auf; es kommt überhaupt mehrfach vor, dass eine Hand mehreremale verschwindet und wieder erscheint; dies ist für die Heranziehung paläographischer Haltpunkte zur Feststellung der mutmasslichen Anfügung neuer Pergamentstücke natürlich weniger günstig, als wenn die einzelnen Hände geschlossen auftreten würden und überhaupt weniger Schreiber mit der Herstellung des Rotulus sich beschäftigt hätten. Dass dieser nicht in seiner heutigen Gestalt von Anfang bis zu Ende beschrieben worden sein kann, ist aus rein praktischen und technischen Gründen ganz klar³⁾; es ist nun mehrfach zu konstatieren, dass die Anfügung von Blättern nicht einzeln, Stück für Stück, sondern in kleinen Gruppen von zweien und dreien erfolgte. Zur angegebenen Zeit, also etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts, begann man mit der Aufzeichnung der dem Kloster seit seinem Bestehen zugewendeten Schenkungen; den Anfang macht hier statt der beliebten halb urkundlichen Gründungsgeschichte eine päpstliche Urkunde von 1095, März 10, worin Urban II. die Gründung bestätigt, das Kloster in den apostoli-

¹⁾ Fleig a. a. O. S. 6 nimmt deren 5 oder 6 an; nach meiner Bestimmung sind es mindestens 12; auf den letzten Blättern muss es bei mehreren Absätzen unentschieden bleiben, ob sie von demselben Schreiber stammen oder nicht, da der häufige Wechsel von Tinte und Zug sowie der Umstand, dass manchmal nur wenige Zeilen von einer Schrift zum Vergleiche da sind, die Bestimmung unsicher machen.

²⁾ a. a. O. S. 7 ff.

³⁾ Fleig a. a. O. S. 7.

schen Schutz aufnimmt und Bestimmungen über die Abtwahl und die Bestellung des Vogtes trifft. In ziemlich richtiger und chronologischer Folge schliessen sich die wenigen Traditionen unter Herzog Berthold II. von Zähringen an, von 1111 an in langer Folge die von und unter seinem Sohne Berthold III. (1111—1122) hinzugekommenen¹⁾. Im einzelnen sind freilich Verschiebungen unter den Eintragungen in Bezug auf ihre zeitliche Reihenfolge eingetreten; in sehr vielen Fällen ist überhaupt eine genaue Fixierung nicht möglich, da die weitaus grössere Zahl undatiert ist und sie ist bis zu einem gewissen Grade auch nicht nötig, da es bei der vorwiegend wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung solcher Aufzeichnungen auf wenige Jahre nicht ankommt. Ein Fall aber erfordert wegen der verschiedenen Auffassung, die er gefunden hat und wegen seiner Bedeutung in diplomatischer Beziehung doch eine nähere Betrachtung. Das vierte im Rotulus aufgezeichnete Stück ist eine Urkunde von 1111, Dez. 27²⁾, worin Herzog Berthold und sein Bruder Konrad dem Kloster Güter in Benzhausen „sed et novale vicinum celle nostre quod Gotescalchesgrütte dicitur nec non et illam sui iuris quantitatem non parvam silve, que Swarzwalt appellatur et ab illo novali in longitudinem ac latitudinem satis copiosam protenditur“ schenken und die Vergabungen ihrer Vorfahren bestätigen. Mit der Wendung „His taliter digestis“ wird eine neuerliche Schenkung Bertholds angefügt³⁾ u. zw. „aliud quoddam novale, quod contra cellam nostram situm ab australi regione pertingit usque ad terminos novalis illius⁴⁾, quod illum beato Petro prius tradidisse superius retulimus“. Im Anschlusse daran folgen Notizen über Schenkungen des Arnold von Kenzingen und des Grafen Erlewin von Nimburg, beide Gebiete des Schwarzwaldes betreffend⁵⁾. Nach einigen für unseren Fall belanglosen Notizen erscheint eine neue Urkunde⁶⁾ der beiden zähringischen Brüder, von demselben Tage datiert wie die erste; hier fehlt die Bestätigung der früheren Schenkungen, ebenso die in jener Urkunde vorangehenden Traditionen in den oben genannten Orten, als Schenkungsobjekte werden genannt „loca vel predia seu possessiones“ des Schwarz-

1) Fleig a. a. O. Nr. 8—102. Die Nummern beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf die Ausgabe von Fleig.

2) Nr. 8.

3) Nr. 10.

4) Damit ist jedenfalls Gotescalchesgrütte gemeint.

5) Nr. 11 und 12.

6) Nr. 8a.

waldes und diese Grundkomplexe werden nun durch eine Reihe von Grenzpunkten näher bestimmt. An die bereits fertige Abschrift der Urkunde hat der Schreiber noch einen Vermerk angehängt; damit niemand an dieser Schenkung und an der „*varia positio predictorum locorum*“ zweifle, verweist er darauf, dass Graf Erlewin von Nimburg und Arnold von Kenzingen ihren Besitz, „*quam in ipsa silva sive infra vel extra terminos prenomatos possederant*“, dem Kloster geschenkt haben. Diese zweite Urkunde mit ihrem Anhang ist von anderer, ungefähr gleichzeitiger Hand geschrieben wie die erste. Endlich ist am Ende der Vorderseite des Rotulus von einer Schrift des beginnenden 13. Jahrhunderts die zweite Fassung unserer Urkunde nochmals wiederholt¹⁾ aber mit noch genauerer Grenzbestimmung, wobei auch der Besitz etwas erweitert erscheint; angefügt wird noch die erwähnte Aufzeichnung über die vereinzelte Schenkung eines „*novale*“ durch Herzog Berthold. Diese Stellen, die für die Entwicklung des sanpetrinischen Güterbesitzes von grosser Wichtigkeit sind, hat schon Gothein²⁾ auf Grund der Autopsie des Rotulus näher untersucht und in folgender Weise interpretiert: Die in der Rolle zuerst stehende Fassung (A) der Urkunde von 1111, Dez. 27, sei nicht eine eigentliche Schenkungsurkunde, sondern eine Beglaubigung der schon früher erfolgten Schenkung und Bestätigung der alten Besitzungen vor den am 27. Dezember versammelten Zeugen; tatsächlich erfolgt sei die Schenkung und Bestätigung schon bald nach dem Ableben des alten Herzogs Berthold II. (13. April 1111); am 27. Dezember sei dann die weitere Schenkung Berthold III. und Konrads bewerkstelligt und ebenso wie die Traditionen des Kenzingers und des Nimburgers in der zweiten Fassung (B) beurkundet worden. Nach dieser Annahme wäre also die erste Schenkung anfangs gar nicht oder in unzureichender Form beurkundet worden, so dass man es für nötig fand, sie einer Nachbeurkundung zu unterziehen, als die Anwesenheit zahlreicher geeigneter Personen am 27. Dezember dazu eine günstige Gelegenheit bot. Die dritte spätere Fassung (C) betrachtet Gothein als eine den Besitzverhältnissen einer späteren Zeit angepasste Fixierung der Grenzen des Klostereigens im Schwarzwald; betreffs dieses letzten Punktes stimmt Fleig³⁾ zu und es erscheint durchaus naheliegend und wird durch viele Analogien ge-

¹⁾ Nr. 8b.

²⁾ Die Hofverfassung auf d. Schwarzwald dargestellt an d. Gesch. d. Gebietes v. St. Peter, Z. G. O. Rh. N. F. I. S. 260 ff.

³⁾ a. a. O. S. 21 f.

stützt³⁾, dass man auch die neuerworbenen Besitzungen durch Einrückung in die Schenkungsurkunde von 1111 besonders sichern wollte, indem man ihre Erwerbung in eine ältere Zeit verlegte; eine fraudulose Absicht lag wohl nicht vor, doch sind jene Erweiterungen vom diplomatischen Standpunkt aus als unberechtigte, irreführende Interpolationen zu betrachten. Was aber das Verhältnis von A und B betrifft, vertritt schon Fleig¹⁾ eine andere Ansicht als Gothein; er bezeichnet B als „keine selbständige, neue Aufzeichnung, sondern nur als eine eingehendere Fassung, der man ganz willkürlich das Datum 27. Dezember 1111 gegeben hat“, doch scheint auch er zwei Rechtshandlungen, wenn auch beide am selben Tage, anzunehmen²⁾. Demgegenüber scheint mir aber eine andere Deutung doch wahrscheinlicher zu sein. Der unbestimmte Ausdruck in A: „quantitatem non parvam silve, que Swarzwald appellatur“ lässt sehr wohl die Möglichkeit zu, dass unter dieser quantitas dasselbe Gebiet gemeint ist, das in B durch zahlreiche Grenzpunkte umschrieben ist, abzüglich der späteren Schenkung Bertholds (His taliter digestis . . .) und der von Arnold und Erlewin tradierten Güter, die zwischen A und B fallen und daher in dem in A genannten Gebiete als nicht inbegriffen zu denken sind. Von diesem Standpunkte aus erscheint es uns nun wahrscheinlich, dass nur A die Rechtshandlung, sowie sie am 27. Dezember stattgefunden hat, wiedergibt und dass an dem genannten Tage überhaupt nur diese eine Rechtshandlung stattgefunden hat und dass B eine spätere Zusammenfassung des Klosterbesitzes ist, in der die grosse Schenkung von 1111, ferner die bald danach erfolgte Einzeltradition Bertholds sowie die beiden mehrfach genannten Güterüberweisungen der anderen Grossen vereinigt sind, dass also das in B umschriebene Gebiet nie als Ganzes tradiert wurde und die zweite Fassung sich somit nur als private klösterliche Urbarialaufzeichnung darstellt, die von A das urkundliche Gewand erborgt hat, um das Ganze als Schenkung der Herzoge erscheinen zu lassen und so gewissermassen unter besseren Schutz zu stellen; ob diese Aufzeichnung als Einzelurkunde ausgefertigt wurde oder erst bei der Anlage des Rotulus entstanden ist, lässt sich wohl

¹⁾ Vgl. Mitis, Studien z. älteren österr. Urkundenwesen, 2. u. 3. Heft; namentlich die unechte Stiftungsurkunde Altmanns v. Passau für Göttweig bildet ein sprechendes Analogon zu unserem Fall (ib. S. 177 ff.).

²⁾ a. a. O. S. 19f.

³⁾ Die Ausführungen Fleigs sind in diesem Punkte ziemlich dürftig und nicht ganz klar; so übersieht er, dass schon in A nicht nur die Schenkungen der Vorfahren der Herzoge bestätigt werden, sondern diese selbst schon neue Traditionen vornahmen, so insbesondere die „quantitas non parva silve“.

nicht mit Bestimmtheit sagen, doch hat das erstere mehr Wahrscheinlichkeit für sich; offenbar erst dem Schreiber des Rotulus ist aber der Widerspruch aufgefallen, dass ja nicht das ganze Gebiet in B den Zähringern gehört hatte, sondern Teile davon dem Herrn von Kenzingen und dem Nimbunger Grafen; um etwaigen Zweifeln oder Unklarheiten nach dieser Richtung vorzubeugen, fügt er die beruhigende Bemerkung bei, dass diese beiden ihren ganzen Besitz im Schwarzwald innerhalb und ausserhalb der genannten Grenzen dem Kloster geschenkt haben; „tradiderant“, also im Plusquamperfectum, sagt er von seinem Standpunkte aus ganz konsequenter Weise, an der Fiktion festhaltend, dass diese Traditionen vor der Rechtshandlung, wie B sie überliefert, geschehen seien. Dass die anderen Zähringer Schenkungen in B nicht aufgenommen sind, ist daraus zu erklären, dass diese teils innerhalb der angegebenen Grenzen liegen, also ohnedies in der Urkunde enthalten sind, teils aber ausserhalb, somit für diese Aufzeichnung, die nur den zusammenhängenden Güterkomplex im Schwarzwalde sicherstellen sollte, nicht in Betracht kommen. Das Formular von A und B bestätigt unsere Annahme; sind auch Verschiedenheiten vorhanden, so sind sie doch so geringfügiger Art, wie man sie bei Benützung von Urkunden zur Herstellung neuer oft beobachtet; sie beschränken sich auf die Weglassung von Indiktion und Datum sowie auf stilistische Details; dafür aber, dass B aus der ersten Fassung geschöpft hat, spricht besonders folgender Umstand. In A heisst es bei der Datierung: „regnante rege H. huius nominis quinto“, in B: „Anno VI^o Heinrici regis huius nominis quinto“, — also auch hier trotz Änderung der Konstruktion der Ablativ; das ist doch kaum blosser Zufall. Werfen wir noch einen Blick auf die Zeugenreihen; diese stimmen bei den *nobiles viri* vollkommen überein¹⁾, „de domo ducis“ ist in A niemand namentlich angeführt, in B finden wir allerdings in dieser Kategorie fünf Namen; dies deutet scheinbar auf zwei Rechtshandlungen, doch stehen dieser Annahme gewichtige Gegengründe im Wege; will man mit Gothein die in A enthaltene Schenkung beträchtlich vor dem 27. Dezember vollzogen und an diesem Tage nur nachbeurkundet denken, so drängt sich die Frage auf, wie denn jene selben *Nobiles*, 9 an der Zahl und gerade nur sie von ihrer Standesklasse zweimal im Laufe eines Jahres nach St. Peter gekommen sind? Denn dass sie nur Zeugen der — nach dieser Annahme — am 27. Dezember erfolgten Beurkundung gewesen seien, ohne der Handlung beigewohnt zu haben,

¹⁾ Der Razo de Riethusen in A ist mit dem Razo de Stoffile identisch, vgl. Fleig a. a. O. S. 19.

widerspricht sowohl dem damaligen Stande des Urkundenwesens und Rechtslebens wie auch ihrer ausdrücklichen Bezeichnung als Handlungszeugen: „*astantibus quorum nomina sunt subscripta nobilibus viris . . .*“¹. So werden wir also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, dass die in B bezeugte Rechtshandlung nie existierte, das B vielmehr eine spätere Zusammenstellung ist; diese erfolgte vermutlich in Form einer Einzelurkunde, also eines Scheinoriginals; abgesehen davon, dass man sich für die Aufzeichnung im Rotulus kaum die Mühe einer urkundlichen Formulierung gegeben hätte, spricht für das Vorhandensein eines Originals auch der Umstand, dass in B fünf Zeugen stehen, die nicht aus A übernommen sein können, weil sie dort fehlen¹). Sie müssen demnach aus dem Gedächtnis ergänzt sein, der Rotulus ist aber erst ca. 40 Jahre nach der Schenkung geschrieben; es ist also wahrscheinlich, dass nicht allzulange nach dieser die Fassung B als Einzelurkunde fabriziert wurde: von einer Fälschung kann dabei höchstens in diplomatischem Sinne die Rede sein, denn was in der Urkunde steht, ist ja alles wahr, die Besitzungen, die darin verzeichnet sind, wurden dem Kloster alle wirklich tradiert, nur eine einheitliche Schenkung zu dem angegebenen Zeitpunkte hat nach unserer Auffassung nicht stattgefunden.

Hatten wir bei den Schenkungen unter Herzog Berthold III., die sich auf den ersten Blättern des Rotulus finden, noch eine ziemliche chronologische Ordnung feststellen können, so wird diese im Folgenden immer weniger eingehalten; unter H. Konrad geht es noch leidlich, dann aber beginnt in ausgedehntem Masse das topographische Anordnungsprinzip zu überwiegen; nachdem schon öfter vorher Traditionen an demselben Orte, die wohl nicht unmittelbar nacheinander erfolgten, aneinandergereiht wurden²), vollzieht sich mit Nr. 152 eine deutliche Wendung zum urbarialen Charakter; es wird in einer Art Einleitung darauf hingewiesen, dass der Schreiber jetzt die im Neckargau liegenden Besitzungen verzeichnen wolle. Zumeist geschieht die Verzeichnung doch noch in Form von Traditionsakten, welche das erworbene Gut und den Verkäufer — Schenkungen sind in dieser Periode schon sehr selten —, bisweilen auch noch einige Zeugen enthalten. Stellenweise aber nimmt der Rotulus fast den Charakter eines Rechnungsbuches an, so wenn nach einer Reihe von Käufen die hiefür veraus-

¹) Es sei denn, erst der Abschreiber des Rotulus hätte diese fünf Zeugen weggelassen, was ja im allgemeinen dem Usus des Rotulus nicht widerspräche.

²) Nr. 133—135 und Nr. 136—139.

gabten Gelder summiert werden¹⁾ oder wenn das Gut nicht genannt wird, sondern nur die Geldsumme, die jemandem ausbezahlt wurde²⁾. Aber der rein wirtschaftliche Zweck kommt nie zur vollen Herrschaft, mitten unter solchen urbarialen Notizen tauchen wieder vollständige Urkunden auf, die mit dem Vorhergehenden, soweit ersichtlich, gar nichts zu tun haben, ja oft Handlungen betreffen, die weit zurückliegen; auch finden sich Zusammenziehungen von Erwerbungen, die von einer Persönlichkeit herrühren, so wird in continuo über die Tätigkeit des Kaplans Berthold berichtet, über die Güter, die er dem Kloster zugewendet hat und über die Reliquien, die er spendete³⁾. Auch nach der darstellenden Richtung hin weicht der Rotulus mehrfach von den Aufgaben ab, die eigentlich einem Traditionsbuch oder einer Gütergeschichte zukommen, so bei den Erzählungen vom Tode und der Bestattung Herzog Berthold II.⁴⁾ und der Einweihung des Klosters⁵⁾, welch letzterer, nach dem genauen Datum zu schliessen, wohl eine Weihenotiz als Vorlage gedient haben mag, also auch eine halb urkundliche Aufzeichnung; neben dem Interesse der Schreiber an solchen für das Kloster wichtigen Ereignissen ist für ihre Aufnahme in den Rotulus gewiss auch massgebend gewesen, dass bei solchen Anlässen häufig auch Traditionen stattfanden⁶⁾. Und das mag auch, neben dem immer mehr hervortretenden wirtschaftlichen Charakter der Rolle, ein Grund sein, warum wir so häufig Zeugen vermissen. Beim Kauf einer Wiese bemerkt der Schreiber⁷⁾: „Ista vero coemptio facta est apud Herbrehtigen in magno concilio. Ex illa vero multitudine, que ibi fuerat, quorundam hominum nomina qui vult aspiat: Ovdalricus et Adelbertus liberi homines de Wilheim in testimonium nobis sufficient“. Die Publizität des Vorganges bei einer grossen Versammlung veranlasst den Autor, nur zwei Zeugen und diese nur gleichsam zum Überfluss anzuführen. Ähnliche Gründe mögen die Weglassung der Zeugen öfter bewirkt haben, als wir dies konstatieren konnten⁸⁾. Die

¹⁾ Nr. 194.

²⁾ Nr. 230, 233, 234.

³⁾ Nr. 184—187.

⁴⁾ Nr. 7.

⁵⁾ Nr. 14.

⁶⁾ Redlich, Privaturkunden S. 71.

⁷⁾ Nr. 167.

⁸⁾ Die Zeugenlisten des Rotulus zeigen auch eine Erscheinung, auf die besonders Mitis, Studien, hingewiesen hat, nämlich das Aufkommen der Zunamen; teilweise sind sie über der Zeile später nachgetragen, in den letzten Teilen, z. B. in Nr. 182 schon im Text. Vgl. auch Redlich a. a. O. S. 75.

Bemerkung zeigt aber auch, dass das prozessuale Moment keineswegs ganz ausser Acht gelassen wurde.

Entsprechend der Änderung, die im Charakter des Rotulus im Laufe seiner Entstehung vor sich gegangen ist, zeigt sich auch eine verschiedene äussere Form der Traditionen; die ersten Partien weisen viel mehr Urkunden oder doch einzelne urkundliche Formeln auf, als dies in den späteren Teilen der Fall ist, ebenso steht es mit den Zeugen; jedoch finden wir auch noch gegen Ende der Rolle Urkunden eingestreut¹⁾. Dass im allgemeinen die Vorlagen später in mehr gekürztem Zustande wiedergegeben wurden oder nur das Allerwichtigste, rein Tatsächliche aus ihnen entnommen wurde, erklärt sich eben aus dem Überwiegen des urbarialen Momentes. Als Vorlagen sind die jener Zeit eigenen unbeglaubigten Urkunden oder Akte anzusehen, vielleicht wurden aber stellenweise auch zusammenfassende Aufzeichnungen benutzt. Bei einer Erwerbung²⁾ wird erwähnt, sie liege „in eadem villa Ovringen“, nun ist aber in den vorhergehenden Eintragungen von diesem Orte nicht die Rede, die Tradition ist vielmehr, wie Fleig wahrscheinlich macht³⁾, in Verbindung zu bringen mit einer anderen Vergabung Herzog Konrads, der auch hier als Schenker auftritt, an demselben Orte⁴⁾, die aber im Rotulus erst später folgt. Die im vorliegenden Texte sinnlose Anknüpfung mit „eadem“ lässt die Vermutung begründet erscheinen, dass diese und andere Notizen schon früher zu Traditionsbüchern oder -blättern vereinigt waren und erst von da in den Rotulus übergingen, wobei jene Tradition aus ihrem Zusammenhang gerissen wurde.

Notitiae St. Georgii.

Eine enge Verbindung von Klosterchronik und Traditionsbuch stellt eine in St. Georgen im Schwarzwalde entstandene Quelle dar⁵⁾; da sie nur in einer Abschrift des 17. Jahrhunderts erhalten ist, kann die Entstehung nur indirekt aus inhaltlichen Merkmalen erschlossen werden. Den Anfang bildet die ausführliche Darstellung der Klostergründung durch Hezelo und Abt Wilhelm von Hirsau sowie der damit zusammenhängenden Vorgänge und ersten

¹⁾ Z. B. die drei letzten Abschnitte Nr. 188—190.

²⁾ Nr. 117.

³⁾ a. a. O. S. 32 f.

⁴⁾ Nr. 115.

⁵⁾ Im Generallandesarchiv Karlsruhe. *Notitiae foundationis et traditionum monasterii St. Georgii*, ed. O. Holder-Egger, M. G. SS. XV/2, S. 1005 ff.

Erwerbungen; daran schliessen sich die Traditionen bis 1089, worauf die zusammenhängende Erzählung einer sich von 1084—1125 hinziehenden Rechtssache folgt; nach dieser Unterbrechung werden die Güterüberweisungen bis 1095 fortgesetzt; mit einer relativ geringen Zahl von Traditionen aus den Jahren 1121—1155 schliessen die „Notitiae“. Offenbar ist nicht die ganze Masse des ursprünglich vorhandenen Stoffes erhalten, dies ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit aus der grossen Lücke zwischen 1095 und 1121; auch scheint die ursprüngliche Anordnung der Handschrift eine andere gewesen zu sein als sie heute vorliegt; die Kapp. 45—49, die eine Rechtshandlung bis 1125 führen, sind jedenfalls ein Einschiebsel, das erst nach diesem Jahre entstanden sein kann; nach der Meinung des Herausgebers¹⁾ sind die ersten 44 Kapp. in einem Zuge geschrieben, dann die Kapp. 50—109, die bis 1095 reichen, von demselben Schreiber, aber sukzessive und gleichzeitig mit den Rechtshandlungen eingetragen, der Rest endlich in derselben Weise von verschiedenen Schreibern; andere Forscher wie Roth von Schreckenstein²⁾ und Baumann haben das Ende des ersten Teiles bei Kap. 24 angenommen, wo mit den Worten: „Haec ergo sunt primitiva praedia, nunc etiam dicantur caetera“ die mit der Gründung nicht unmittelbar zusammenhängenden Schenkungen beginnen. Meines Erachtens ist festzuhalten, dass die Kapp. 45—49 lediglich zufällig an die Stelle in der Handschrift gelangt sind, wo sie heute stehen, dass also darin an und für sich kein Grund liegt, die Eintragungen vorher von den danach folgenden zu scheiden und für diese eine andere Art der Aufzeichnung anzunehmen, besonders wenn man diese beiden Gruppen einem Schreiber zuweist, wie auch Holder-Egger es tut. Falls man in der ganzen Masse der bis 1095 reichenden Traditionen überhaupt eine Cäsur machen will, was mir nicht unbedingt nötig zu sein scheint, so wäre dies an der oben bezeichneten Stelle (Kap. 24) zu tun oder auch vielleicht bei Kap. 22, wo mit den Worten „Nominatus deinceps . . .“ eine Aufzählung des ursprünglichen Besitzstandes eingeleitet wird. Mit Ausnahme der chronikalisch gehaltenen Gründungsgeschichte, bei der die Gütererwerbungen aber gleichfalls eine bedeutende Rolle spielen und natürlich auch der eingeschobenen Kapp. 45—49 ist dieser ganze Teil eine fortlaufende nach Jahren geordnete Aufzeichnung der Erwerbungen an Grund und Boden; sowohl in der vor 1090 fallenden Partie wie auch in der späteren finden sich Anzeichen, die auf nicht völlig gleichzeitige Eintragung

¹⁾ a. a. O. S. 1007.

²⁾ Ztschrft. f. Gesch. d. O. Rh. 37. Bd. S. 341 ff.

hinweisen; so deutet schon die erwähnte Einleitung: „Haec ergo . . .“ auf eine planmässige Anlage; ferner sehen wir eine Schenkung des Jahres 1088 vor solchen aus den Jahren 1086 und 1087 angesetzt, ebenso erscheinen auch nach 1090 derartige chronologische Unregelmässigkeiten, so eine Tradition von 1090 Dez. 13 vor Eintragungen vom 31. Oktober und 6. Dezember desselben Jahres, ferner steht 1094 Febr. 20 und 21 zwischen April 16 und 23, 1094 Okt. 7 und 15 zwischen Nov. 25 und 18. Einer Tradition, die kein Datum trägt, aber mit „dehinc“ an eine solche von 1090 Sept. 30 angeschlossen ist, wird hinzugefügt, dass derselbe Schenker auch einen halben mansus „tertio sequentis anni die“ dem Kloster überwiesen habe; darauf folgen noch weitere Traditionen aus dem J. 1090, die übrigens auch untereinander nicht in Ordnung sind, die früheste ist von Okt. 31 datiert; diese alle können also erst nach dem 3. Jan. 1091 aufgezeichnet worden sein. Für die Entstehungsart des Werkes ist vielleicht auch folgender Fall charakteristisch. Kap. 65 beginnend mit „Eodem anno“ hat als Tagesangabe am Schluss „die nonarum Februarii“; die vorhergehende Tradition ist von 1092 Aug. 29 datiert, wir hätten hier also wieder Eintragung c. 7 Monate nach der Handlung. Der Kopist des 17. Jahrhunderts gibt diese Angaben nach der Handschrift, meint aber „haec facta anno 1094“; warum er gleich den Sprung auf 1094 macht, ist nicht einzusehen, besonders da das folgende Kapitel mit der Angabe des Jahres 1094 beginnt, was dem Usus des Schreibers widerspräche, wenn schon das vorhergehende diesem Jahre angehört hätte; umso wahrscheinlicher dünkt mich aber eine Verlegung zu 1093, besonders weil für dieses Jahr sonst gar keine Tradition verzeichnet ist; der Schreiber hätte demgemäss, verleitet durch mehrere vorhergehende Einträge, die sinngemäss mit eodem anno begannen, diese Einleitung auch hier beibehalten; das scheint mir gleichfalls auf spätere Eintragung zu deuten, denn dieser Fehler ist psychologisch leichter erklärlich, wenn der Schreiber die vorhergehenden Traditionen und diese zusammen in einem Zuge eingetragen hat, als wenn er etwa im Febr. 1093 letztere allein aufgezeichnet hätte, wo ihm doch noch in Erinnerung sein, bezw. beim Anblick der Handschrift zum Bewusstsein kommen musste, dass die früheren Traditionen dem vorhergehenden Jahr angehörten. Zusammenfassend können wir also über die Entstehung des Hauptteiles der „Notitiae“ sagen: die in sich durchaus einheitliche Gründungsgeschichte ist von einem Schreiber geschrieben; bei Kap. 22 hat entweder er oder vielleicht ein anderer die fortlaufende Aufzeichnung der Traditionen übernommen, die bis Kap. 109 — mit Ausnahme der später eingeschobenen Kapp. 45—49 — ein ganz gleichartiges Gepräge zeigen,

so dass es nicht angebracht erscheint, bei Kap. 45, bzw. 49 einen Einschnitt zu machen und für die beiden Teile verschiedene Entstehungsweise anzunehmen; entweder wurden die Erwerbungen des Klosters von Kap. 22 an in grösseren Gruppen, also doch allmählich eingetragen oder es ist die ganze Partie auf einmal geschrieben worden u. zw. jedenfalls nach 1095 und vor 1125; eine genauere Zeitangabe ist nicht möglich, weil die Traditionen zwischen diesen beiden Jahren verloren sind und wir daher nicht feststellen können, wo die systematische gleichmässige Aufzeichnung ihr Ende erreichte.

Der letzte Teil unserer Quelle, der mit den Kapp. 110—122 den Zeitraum von 1121—1155 umfasst, ist ersichtlich erst nach und nach von verschiedenen Schreibern hinzugefügt worden; aus der geringen Zahl von Eintragungen in so langer Zeit ersieht man, dass die Gütergeschichte nicht mehr mit derselben Vollständigkeit und Genauigkeit fortgesetzt wurde, mit der man sie begonnen hatte, sondern dass nur noch gelegentlich Aufzeichnungen gemacht wurden, wenn man sich gerade daran erinnerte oder vielleicht, wenn es sich um besonders wichtige Rechtsgeschäfte handelte.

Da wir für den weitaus grössten Teil der Gütergeschichte nachträgliche Eintragung, sei es im Ganzen, sei es in grösseren Gruppen, angenommen haben, geht schon daraus hervor, dass schriftliche Aufzeichnungen die Vorlagen gebildet haben müssen. Eine grössere Zahl von Traditionen tritt uns in ganz kurzer knapper Form entgegen und bei diesen ist es wohl nicht zu entscheiden, ob ihre ursprüngliche Gestalt mehr urkundenmässig oder aktartig war; auch sonst hat ja der Autor der „Notitiae“ — besonders in der Gründungsgeschichte — offenbar manches von seinen Vorlagen weggelassen oder daran geändert; so ist die Stellung der Jahreszahl an der Spitze der einzelnen Traditionen jedenfalls auf ihn, auf sein Streben nach Gleichmässigkeit und Übersichtlichkeit, zurückzuführen. Jedoch ganz hat auch diese Quelle Spuren von urkundlichem Formular oder Hinweise auf Urkunden nicht unterdrückt. Vollständige Urkunden sind nur in sehr geringer Zahl aufgenommen, doch weisen auf urkundlichen Charakter der Vorlagen einzelne Wendungen in den Traditionen, wie Pertinenzformeln und besonders die sehr häufig auftretende vollständige Datierung mit Jahr und Tag, manchmal auch mit Indiktion; in mehreren Fällen¹⁾ wird die Urkunde als „charta“ bezeichnet und zwar scheint es sich dabei wirklich um Urkunden zu handeln, die bei dem Vollzug des Rechtsgeschäftes eine gewisse Rolle gespielt haben; zunächst weist auf

¹⁾ Kapp. 65, 79, 80, 81, 82.

eine solche Funktion die Wendung: *tradidit per chartam* hin. Besonders bezeichnend ist aber die ausführliche Beschreibung des Vorganges in den Kapp. 77, 78 und 79. Es handelt sich um Schenkungen des Herrn Landold und seines Sohnes Hug; zuerst werden die Reliquien des Klosters an den Ort gebracht, wo die zu tradierenden Güter lagen und auf die Reliquien wird die Schenkung vollzogen; dann erfolgt die rechtsförmliche Räumung des Grundstückes, Einweisung des Vogtes und Besitzergreifung durch diesen¹⁾. Das geschah am 20. Februar 1094, vor genannten Zeugen; am nächsten Tage nimmt der Vogt die gleichfalls von denselben Männern geschenkte Kirche an einem anderen Orte für das Kloster in Besitz²⁾. Dann heisst es: „*Proxima dehinc festivitate sancti Georgii, scilicet 9. Kal. Maii (23. April), in ipsa cella, in capella lignea suprascripti viri praefatam traditionem secundum legem Alemanorum confirmaverunt et consummaverunt ad eadem quas praediximus reliquias, in manum pastoris ecclesiae et praedicti advocati, testibus manus suas in chartam mittentibus, quorum nomina haec sunt*“; folgen 7 Namen. Bei dieser Schenkung sind also drei verschiedenartige Rechtshandlungen zu unterscheiden: zuerst die eigentliche Tradition auf die Reliquien, jedenfalls in symbolischer Form, dann die Investitur, die an Ort und Stelle vorgenommen werden musste, was bei der ersten Handlung offenbar nicht der Fall war, denn von der Kirche und den Gütern am zweiten Orte heisst es, sie seien „*hesterno tradita*“ gewesen, die Tradition am ersten Orte galt also auch für die Güter am zweiten, jedoch musste die förmliche Besitzergreifung folgen; schliesslich haben wir noch zu unterscheiden die Bekräftigung der Handlung im Kloster selbst; und hiebei ist die Rolle bemerkenswert, die der Urkunde zukommt; wir müssen annehmen, dass es wirklich eine in subjektiver Form ausgestellte Carta war, die an der Rechtshandlung insoferne beteiligt war, als die Zeugen sie durch Handauflegung bekräftigten und die wohl auch auf den Altar der Kirche, bezw. auf die Reliquien niedergelegt wurde; darauf deutet die Berufung auf das alamannische Volksrecht, dem ein solcher Vorgang entspricht. Die Zeugen, die dabei genannt werden, sind andere als die, welche bei der ersten Tradition zugegen waren, sie sind formal als Beurkundungszeugen aufzufassen, tatsächlich sind sie jedenfalls Zeugen der unter Mitwirkung der Carta vollzogenen Rechtshandlung. Die Tradition der

¹⁾ Kap. 78: „*Cum itaque ipsi inde statim discedendo locum possidendi advocato concederent, . . . et (advocatus) de ecclesia et de caeteris omnibus secundum legem Alemannorum prorsus intromisit*“.

²⁾ Kap. 79 . . . „*ecclesiam quae ibi est et caetera omnia quae ibi sita, hesterno tradita, legaliter mancipavit predicto martyri*“.

«Güter an Ort und Stelle wurde wahrscheinlich in einer separaten Aufzeichnung festgehalten, die natürlich mit der Handlung nichts zu tun hatte; aus ihr hat unsere Quelle die erste Zeugenreihe (in Kap. 79) und die genaue urkundenmässige Datierung geschöpft, die Inkarnationsjahr, Indiktion, Monatsdatum und Mondalter enthält. Wir finden also zwei Urkunden in derselben Rechtssache: eine Notitia über die rein rechtsförmlichen Handlungen und eine „quasidispositive“ Carta bei der nach dem Gesetz vollzogenen Tradition an den Altar der beschenkten Kirche.

Das Fest des Kirchenpatrons wurde noch zu mehreren anderen ähnlichen Rechtshandlungen benützt; die beiden folgenden Kapitel verzeichnen — jedoch in ganz kurzer Form — ebenfalls je eine Schenkung „per chartam“ von demselben Tage und auch die Handlung des nächsten (Kap. 82) gehört wohl hierher. Anno von Villingen schenkt ebenfalls „per chartam“ ein Gut „septenis tēstibus secundum legem ipsis quoque manus adhibentibus, quorum nomina est postea invenire“. Dann wird berichtet, dass der Abt dieses Gut und das im vorhergehenden Kapitel genannte, von Alker von Weilersbach geschenkte, ihren bisherigen Eigentümern zu Leihe gegen Zins zurückgegeben habe. „Denique praeter supradictos testes hi quoque praesentes fuerunt, quorum nomina subscripta sunt; inter quos, si necessitas exigeret, inveniri possunt septem, qui in traditionibus Alkeri et Annonis manus adhibuerunt“; es folgt nun eine lange Zeugenreihe. Die Ausdrucksweise unseres Schreibers ist nicht ganz klar; vermutlich sind mit den „supradicti testes“ jene oben erwähnten „septeni“ gemeint, deren Namen dort allerdings nicht genannt werden; es standen wohl auf den beiden Urkunden, des Alker und des Anno, eine Menge Zeugen und der Schreiber wusste dann nicht, welche jene sieben waren, die ihre Hände auf die Urkunde gelegt hatten, er führt sie daher alle auf und meint, im Notfalle werde man schon die sieben herausfinden. Jedenfalls sehen wir hier eine bewusste Unterscheidung zwischen zwei Gruppen von Zeugen, zwischen solchen, die an der Handlung beteiligt sind und anderen, bei denen dies nicht der Fall ist u. zw. geht dieser Unterschied auf ihre Teilnahme an der unter Mitwirkung der Urkunde vollzogenen Rechtshandlung zurück. Wir werden also solche Urkunden nicht in die Reihe jener Aufzeichnungen stellen können, die, wenn sie auch mit einem gewissen Formular ausgestattet sind, doch keinerlei Beziehung zum Rechtsgeschäft haben und deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein für dieses und seine Giltigkeit ganz gleichgiltig war. Es wäre verfehlt, aus diesen vereinzelt Beispielen folgern zu wollen, dass die Beurkundung des Rechtsgeschäftes zu Ende

des 11. Jahrhunderts notwendig oder auch nur üblich gewesen wäre, aber das scheint doch daraus hervorzugehen, dass die Erinnerung an die in fränkischer Zeit herrschenden Rechtsnormen nicht ganz erloschen war und dass sich nicht nur einzelne Formeln erhalten haben und gewohnheitsmässig angewandt wurden, sondern dass auch die Bräuche, die mit urkundlicher Güterübertragung verbunden waren, im Stillen da und dort fortgelebt haben; denn so bedauerlich es ist, dass uns diese Urkunden nicht im Original oder in einer wortgetreuen Kopie überliefert sind, aus denen man ihr Formular ersehen könnte, so sagen uns die Bemerkungen der „Notitiae“ in gewisser Beziehung auch mehr als die Urkunde es könnte; denn auch eine voll stilisierte Carta kann nachträglich abgefasst sein und zur Handlung nicht mehr Beziehung haben als eine Aktaufzeichnung; aber gerade die gar nicht formelhafte Ausdrucksweise unserer Quelle bürgt dafür, dass die berichteten Tatsachen sich wirklich abgespielt haben, dass die Urkunden bei der Handlung schon vorhanden waren und wahrscheinlich selbst im Sinne germanischer Rechtsanschauung als Traditionssymbol gedient haben und durch die Handauflegung der Zeugen firmiert wurden. Wenn auch nicht als notwendig zur Giltigkeit der Rechtsgeschäfte, so doch als deren Bekräftigung und Vollendung wurde die Urkunde betrachtet: „confirmaverunt et consummaverunt“ heisst es in Kap. 79; und die Urkundszeugen werden gewissermassen als besonders wichtig vor den anderen hervorgehoben, ihr Zeugnis wurde im Anfechtungsfalle, „si necessitas exigeret“, in erster Linie in Anspruch genommen.

Auch der letzte Teil der Gütergeschichte, der die einzelnen, verstreuten Eintragungen enthält, hat mehrfach Spuren seiner urkundlichen Vorlagen bewahrt; so in Kap. 110, das eine Schenkung in subjektiver Fassung ist und in Kap. 111, das sich als Auszug aus einer im Original erhaltenen Siegelurkunde¹⁾ des Abtes Wilhelm von St. Georgen darstellt und auch mit der Wendung: „Caetera supplenda ex authenticis“ auf diese hinweist.

Die im allgemeinen chronologische Anordnung und die z. T. grosse Ausführlichkeit der Eintragungen, wie wir sie in dem Hauptteile unserer Quelle gefunden haben, nähern diese bis zu einem gewissen Grade dem Traditionsbuch an, aber zwei dort in der Regel auftretende Momente fehlen hier: die meist dem Wortlaute der Vorlagen sich anschliessende Textierung und die Angabe der Zeugen; letztere findet sich wohl in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Fällen, aber gegenüber der Menge des Stoffes bilden diese doch entschieden die Minder-

¹⁾ Wirtemb. U.-B. I. S. 372.

heit. Neben den allgemeinen in der Natur dieser Quellen liegenden Gründen bietet uns aber der Text, wenigstens für einen Teil der Traditionen, noch eine besondere Begründung der Weglassung der Zeugen. Nach einer Schenkung, bei der Hezelo, der Gründer und erste Vogt, zugegen war, heisst es¹⁾, auch die meisten anderen vorgenannten Schenkungen seien in seiner und seiner Ritter Gegenwart vollzogen worden, aber es sei zu langwierig, sie aufzuzeichnen, denn auf lange Zeit hinaus werde es dem Kloster nicht an Zeugen mangeln; Hezelo habe, wo es nötig war, mit Vorliebe seine Leute als Zeugen herangezogen. Wir haben also hier einen ähnlichen Fall wie im Rotulus von St. Peter, wo die Vornahme der Handlung auf einem „concilium“ als genügende Bürgschaft angesehen wurde. Man ersieht daraus, dass man es da, wo eine grosse Zahl von Zeugen vorhanden und leicht und sicher zu finden war, mit deren Aufzeichnung nicht so genau nahm.

Der Charakter der „Notitiae“ ist im allgemeinen als der einer Gütergeschichte zu kennzeichnen, wobei im ersten Teil, der Erzählung der Klostergründung, auch die allgemeinen Schicksale des Stiftes in jener Zeit behandelt werden und die Traditionen sich in diesen Rahmen einfügen; dann aber haben wir eine fortlaufende Darstellung der Erwerbungen an Grund und Boden vor uns, bei der die Absicht der rechtlichen Sicherung trotz des häufigen Fehlens der Zeugen nicht zu verkennen ist. Urbariale Züge treten in dieser Quelle weniger als in den meisten anderen hervor, die chronologische Ordnung wird nur einmal²⁾ durch die Zusammenfassung mehrerer Schenkungen an demselben Orte unterbrochen. Abgesehen von einigen Segenswünschen für verstorbene Wohltäter findet sich auch sonst keine Bemerkung, die nicht in eine Gütergeschichte im strengsten Sinne hineinpassen würde. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass die „Notitiae“, soweit sie erhalten sind, mit der Mitte des 12. Jahrhunderts abschliessen; denn auch an anderen Orten macht sich erst später der Verfall der Gütergeschichte bemerkbar.

Kloster Isny.

Eigenartigen und von den Quellen ähnlicher Art etwas abweichenden Charakter trägt das Traditionenverzeichnis des Allgäuer Klosters Isny; erhalten ist uns nur ein Teil davon³⁾, der einer Klostergeschichte eines unbekannten Mönches des 18. Jahrhunderts ein-

¹⁾ Kap. 37. Auf diese Stelle weist schon Ficker hin, Beiträge I. S. 91.

²⁾ Kap. 73.

³⁾ ed. F. Baumann, N. A. 8. Bd. S. 148 ff.

gefügt ist; seine Entstehungszeit ergibt sich aus der Angabe¹⁾, dass es unter Abt Marquard angelegt wurde, der von 1166—1194 dem Kloster vorstand und erst von seinem Amtsantritte an sind die Traditionen aufgenommen. Aus der Einleitung, die in feierlicher Weise mit einer Invokation beginnt, geht hervor, dass das Traditionsbuch auf Anregung oder Anordnung des Vogtes, des Grafen Wolfrad, entstand: „Placuit Wolfrado comiti, advocato scilicet nostro, rogantibus nobis, quatenus divina clementia largiente, sed et eius auctoritate roborante possessiones vel praedia undecumque nobis nostris temporibus collata et oblata ab ipso praecipue vel a ministerialibus suis vel ab aliis hominibus in hac pagina subscriberentur“. Der Zweck der Aufzeichnung war in erster Linie ein rechtlicher; in der Einleitung heisst es weiter: „Innotescat ergo omnibus veritatis testimonium, ut remotis malis scandalorum vel causarum, quae in huiusmodi rebus emergere solent, ea quae pacis sunt sectantes, securam pacem et tranquillam quietem habeant omnes hic in perpetuum Christo militaturi“. Prozesse sollten also hintangehalten, Ruhe und Frieden den Klosterleuten gesichert werden; diesem Zwecke sollte auch die Bekräftigung durch den Vogt dienen; eine Beweiskraft vor Gericht konnte darin wohl nicht liegen, aber einmal waren die Schenkungen, soweit sie von ihm selbst und seinen Ministerialen stammten — und ihre Zahl ist nicht unbeträchtlich —, durch seine Anerkennung und Bestätigung vor späteren Anfechtungen geschützt und auch sonst war dieser Vorgang gewiss von Wert; Wolfrad gehörte dem Grafengeschlechte derer von Althausen-Veringen an, das über einen ziemlich grossen Besitz im Allgäu und besonders in der Umgebung Isnys verfügte, so dass es sich sogar „von Isny“ nennen konnte²⁾. Da war es gewiss vorteilhaft, wenn die Traditionen gewissermassen unter dem Schutze dieses ansehnlichen Grossen standen, wenn er ihre rechtmässige Zugehörigkeit zum Kloster anerkannte und bestätigte. Vielleicht wurden dem Grafen die Urkunden oder Akte vorgelegt, vielfach hatte die Handlung ja ohnedies vor ihm und durch seine Vermittlung — als Vogt — stattgefunden und so trug man dann die Traditionen, nachdem er ihre Rechtmässigkeit anerkannt hatte, in das Buch ein. Dieser Vorgang erinnert etwas an das in jener Zeit übliche Verfahren, Urkunden durch einen geistlichen oder weltlichen Grossen bestätigen und eventuell besiegeln zu lassen, zumal der Ausdruck „pagina“ gewöhnlich für Ur-

¹⁾ ib. S. 152: Anno igitur incarnationis Christi 1166, qui fuit obitus decessoris nostri piaae memoriae Werinheri abbatis et nostrae ordinationis annus . . .

²⁾ Vgl. Stälin, Würtemb. Gesch. I. S. 406.

kunde gebraucht wurde. An eine solche förmliche Bestätigung ist hier nicht zu denken, aber trotzdem ist diese Art der rechtlichen Sicherung eine für Traditionsbücher ziemlich singuläre Erscheinung. Diese Stelle, die über Wolfrad handelt, ist aber auch von Wichtigkeit für die Erkenntnis der Entstehung unserer Quelle; es geht nämlich daraus hervor, dass ihre Anlage noch zu Lebzeiten des Grafen erfolgt ist; gestorben ist er um 1181, die Traditionen reichen aber — im Fragment — bis 1189, können also nicht in einem Zuge geschrieben worden sein, sondern wir haben einen Grundstock anzunehmen, der 1181 oder früher entstand und die Erwerbungen bis zu diesem Termin umfasste, an den dann die weiteren, sei es sukzessive, sei es auf einmal oder in grösseren Gruppen angefügt wurden; auffallend ist, dass von 1178 bis 1182 und von da bis 1186 keine Traditionen verzeichnet sind, während sonst die Jahresreihe lückenlos ist; eine Störung scheint hier wohl eingetreten zu sein und vielleicht könnte man vor dieselbe, also etwa in das Jahr 1178 den Schluss der ersten Anlage setzen; doch muss dies eine Vermutung bleiben. Für die nach Wolfrads Tode vollzogenen und eingetragenen Rechtshandlungen konnte natürlich seine Bestätigung nicht gelten, doch setzte man die Aufzeichnungen fort, weil ja die Sicherung durch den Grafen nicht der einzige, vielleicht nicht einmal der Hauptvorteil war, den das Traditionsbuch dem Kloster bot. Angeordnet sind die Erwerbungen nach Jahren, doch werden manchmal kleine Ausnahmen zu Gunsten des inneren Zusammenhanges gemacht. Die Form der Aufzeichnungen ist sehr einfach, sie beschränkt sich meist auf die blosser Angabe der Rechtshandlung, manchmal sind mehrere gleichartige zusammengezogen¹⁾. Urkundliches Formular findet sich nirgends, auch Anführung von Zeugen gehört zu den Seltenheiten, besonders in den letzteren Traditionen. Auffällig im Vergleich zu den früheren Gütergeschichten ist das starke Dominieren der Tausch- und Kaufhandlungen, sowie der Ergebenheiten in die Stiftshörigkeit gegenüber den Schenkungen; sonst aber trägt der Traditionenkodex von Isny das gewöhnliche Gepräge der schwäbischen Gütergeschichte mit starker Annäherung an das Traditionsbuch und fast gänzlichem Mangel an urbarialem Einschlag; vollständig fehlen auch historische Angaben; diese wurden hier ausgeschieden, ebenso die Anniversarnotizen und bilden separate Teile der Klosterliteratur²⁾.

¹⁾ Baumann a. a. O. S. 154. Eodem anno (1171) data vel coempta sunt haec mancipia de familia comitis Wolfradi: ... folgen die Namen.

²⁾ Jahrtagsaufzeichnung und Notae Isnenses, ib. S. 158 ff.

IV. Umbildung der Gütergeschichte zum Urbar und zur Chronik, Differenzierung der Quellen.

Wir sahen schon wiederholt, wie in den Gütergeschichten, besonders seit Beginn des 13. Jahrhunderts, Notizen und Bemerkungen auftraten, die vom Traditionsbuch weg und zum Urbar hinleiten; auch einzelne chronikalische Züge, namentlich in den Gründungsgeschichten sahen wir auftreten. Der sich immer mehrende Klosterbesitz und seine Verwaltung erheischten gebieterisch schriftliche Hilfsmittel, welche die Übersicht erleichterten; da lag es nun nahe, das Traditionsbuch für rein wirtschaftliche Zwecke zu benützen und umzubilden, es in ein Urbar zu verwandeln. Während so Gütergeschichte und Traditionsbuch ein organisches Glied zwischen den Polyptychen des frühen Mittelalters und den Urbaren bilden, ist der Zusammenhang mit der historiographischen Literatur ein mehr äusserlicher und lockerer; er wird hergestellt durch einige Klosterchroniken, die durch die ausführliche Darstellung der Besitzverhältnisse sich den Gütergeschichten bis zu einem gewissen Grade nähern und daher mit ihnen behandelt werden müssen; dabei weisen auch sie wieder in manchen Zügen wirtschaftlichen Charakter auf. Sehen wir so manchmal in einem Werk alles durcheinandergemengt, was dem Verfasser für sein Kloster wichtig zu sein schien, so tritt in anderer Richtung wieder eine Scheidung der Quellen ein. Einmal löste man die wirtschaftlichen Aufzeichnungen, die so zum selbständigen Urbar wurden, aus dem Zusammenhang mit der Gütergeschichte, die dann allerdings bald überhaupt aufhörte; eine weitere Differenzierung wurde aber herbeigeführt durch die Einbürgerung der besiegelten Privaturkunde; während gewöhnlich die wenigen besiegelten Urkunden, die man hatte, unter der Masse der anderen Traditionsnotizen Aufnahme fanden, legte man nun an einigen Orten, wo sich die Fertigung unbeglaubigter Urkunden und Akte länger erhielt, für sie und für die Siegelurkunden verschiedene Bücher an: für diese ein Kopialbuch, für jene einen Traditionskodex, der den gewöhnlichen halb rechtlichen, halb verwaltungstechnischen Charakter zeigt, ohne jedoch zum Urbar überzugehen.

Kloster Weingarten.

Deutlich ist die Umbildung der Gütergeschichte in das Urbar an den beiden Traditionencodices des Klosters Weingarten zu beobachten; der umfangreichere, maior genannt¹⁾, enthält

¹⁾ Im Staatsarchiv Stuttgart. Ed. Stälin, Wirtemb. U.-B. IV. Anhang.

zunächst auf den beiden ersten Blättern eine Geschichte des Gütererwerbes von den ältesten Zeiten des Klosters bis gegen 1200; dieser Teil ist von einer Hand um die Mitte des 13. Säkulums oder wenig später geschrieben, auf dem dritten Blatt sind von anderen gleichzeitigen Händen Eintragungen hinzugefügt, die bis 1278 reichen. In dem Grundstock des Werkes wollte der Schreiber jedenfalls einen Überblick über die Entwicklung des klösterlichen Güterbesitzes und der Wohltäter, von denen er stammte, geben, doch ist er nicht bis in seine eigene Zeit gekommen, die letzte einigermassen bestimmbare Tradition¹⁾ rührt von Herzog Konrad von Schwaben und dessen Bruder Philipp her, fällt also jedenfalls vor 1196, denn in diesem Jahre starb der Herzog. Als Hauptzweck seiner Arbeit bezeichnet der Schreiber den, die Namen der Stifter und Förderer des Klosters samt den von ihnen geschenkten Gütern zum frommen Andenken aufzuzeichnen²⁾; jedoch war dies gewiss nicht die einzige Absicht, die er verfolgte oder er ist unwillkürlich von ihr abgewichen, denn er zählt auch Besitzungen auf, die das Kloster durch Kauf erworben hat, das Interesse für den Grundbesitz als solchen, ohne Rücksicht auf die Art der Erwerbung schlägt eben durch; angeordnet sind die Traditionen im allgemeinen chronologisch, doch lag es bei der Betonung der Persönlichkeit der Schenker nahe, deren Überweisungen zusammenhängend zu erzählen, wenn zwischen ihnen auch solche anderer Leute liegen mochten.

Die Fortsetzungen sind in mehreren Partien geschrieben, doch gruppenweise, nicht eigentlich sukzessive, wir können daher nicht der Annahme Stälins³⁾ beipflichten, dass über diese Traditionen gar keine schriftlichen Aufzeichnungen gemacht worden seien; dem widerspricht auch, dass wir öfter Spuren urkundlichen Formulars finden, anderseits aber Zeugen nie verzeichnet sind, was doch zu erwarten wäre, wenn das Traditionsbuch an Stelle von Urkunden oder Einzelakten getreten wäre. Der erste Fortsetzer hat unter anderem einige Käufe von 1269 und 1278 geschrieben, scheint also nicht unmittelbar an die Eintragungen seines Vorgängers angeschlossen zu haben, die ja höchstens bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts reichen, sondern er setzte

¹⁾ ib. S. XIII.

²⁾ ib. S. VI.: „... nos quoque gratia transmittende ad posteros memorie eadem cum possessionibus hic subnotare existimavimus, eorum videlicet, qui huius Altorfensis cenobii primi fundatores extiterunt sive qui deinceps ad ipsum locum praedia sua pro remedio animarum suarum ad supplementum deo inibi servitium contulerunt“.

³⁾ a. a. O. S. IV.

sogleich mit Erwerbungen aus seiner eigenen Zeit ein; dieser gehören auch die folgenden Einträge zu, die von drei weiteren Händen herrühren, deren zweite auch eine Vergabung von 1276 aufweist; daraus ergibt sich, dass die chronologische Ordnung hier nicht mehr eingehalten wurde; der Schreiber oben, der schon bis 1278 gelangt war, hat es mit der Vollständigkeit nicht genau genommen und so sehen wir hier einen späteren auf frühere Vorgänge zurückgreifen und sie nachholen, weil sie ihm wohl aus irgend einem Grunde wichtig erschienen; also keine systematische oder gar protokollarische Führung eines Traditionsbuches liegt hier vor, sondern es wurden nur hin und wieder noch Notizen eingetragen und auch diese haben ihren Charakter geändert, immer mehr tritt der Verwaltungszweck hervor, es sind grösstenteils Zehentverzeichnisse, Angaben über die Auslagen für den Erwerb von Grundstücken und über die Einkünfte aus einzelnen Orten, eine Liste¹⁾ der von Abt Hermann i. J. 1276 gekauften Güter und ihrer Leistungen, die am Schluss summiert werden: die Gütergeschichte ist ganz übergegangen in urbariale Aufzeichnungen, die jedoch noch sehr ungeordnet und unvollständig sind. Zu derselben Zeit besass aber das Kloster bereits eine Aufzeichnung, die wirtschaftlichen Zwecken in viel besserer Weise dienen konnte, als jene einzelnen Notizen; der *Kodex maior* enthält nach den Traditionen (und einem Abtkatalog) ein Verzeichnis der Einnahmen und Zinse, das der Schrift nach der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört; die Erwähnung des Jahres 1269 gibt einen terminus post quem²⁾; hier ist die Anlage schon ganz urbarmäßig, die Orte sind meist nach ihrer topographischen Lage zusammengestellt; ein solcher Behelf der Gutsverwaltung machte natürlich die weitere Fortführung der einzelnen Notizen ziemlich überflüssig. Der urbariale Charakter unserer Quelle tritt auch deutlich in dem Fehlen der Zeugen und den ganz geringen Resten urkundlichen Formulars hervor, das sich bei einigen wenigen Notizen erhalten hat.

Von viel geringerer Bedeutung ist das zweite der sog. „Traditionsbücher“ von Weingarten, der *codex minor*³⁾; er verdient den Namen Traditionsbuch noch weniger als der erste, denn nur ein sehr kleiner Teil seines Inhalts betrifft überhaupt Gütererwerbungen; offenbar nicht in der heutigen Reihenfolge der Blätter entstanden, enthält er meist Abschriften einzelner Urkunden sowie zwei Verzeichnisse der Kloster-güter und ihrer Abgaben in Tirol, deren erstes nur wenig von den

¹⁾ a. a. O. S. XIV f.

²⁾ Vgl. a. a. O. S. V.

³⁾ ib. S. XLVI ff.

entsprechenden Partien im Codex maior abweicht, während das zweite, heute am Ende unserer Handschrift stehende nach der geringeren Höhe der Einkünfte zu schliessen, älter ist als jenes; der Schrift nach gehört der Kodex der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, was mit dieser Annahme übereinstimmt. Bemerkenswert sind fünf kleine Notizen¹⁾, die bei mehreren Blättern am Rande, offenbar später hinzugefügt wurden; es sind wirtschaftliche Aufzeichnungen über verschiedene Hintersassen sowie deren Güter und Leistungen betreffende Angelegenheiten; bei dem vierten Stück heisst es: „Actum apud Schirma, in die Viti et Modesti“, bei zwei anderen ist das Jahr (1281, bzw. 1277) angegeben, ebenso Zeugen. Nach der Form dieser Notizen waren die Vorlagen wahrscheinlich nur Akte — ein spätes Beispiel für die Fertigung unbeglaubigter Aufzeichnungen.

Acta Murensia.

So recht den Typus dieser aus Traditionsbuch, Urbar und Chronik gemischten Quellengattung, jedoch mit Überwiegen des wirtschaftlichen Charakters stellen uns die Acta Murensia dar²⁾. Wenn auch die Diskussion über dieses wichtige Werk des Klosters Muri noch nicht abgeschlossen ist, so sind doch für den allgemeinen Charakter der Acta, Zeit und Art ihrer Entstehung durch die Untersuchungen von H. Hirsch³⁾ sichere Resultate gewonnen worden. Heute nur in einer Papierhandschrift des 14. Jahrhunderts erhalten, sind die Acta zum weitaus grössten Teile um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden, ihr Autor ist wahrscheinlich Abt Chuono⁴⁾. Der erste Teil ist vorwiegend historischer Natur, er behandelt die Klostergeschichte mit der lehrhaften Tendenz, den Leser zu erbauen und namentlich den gregorianischen Geist unter den Mönchen lebendig zu erhalten. Wirtschaftlichen Zwecken diene das zweite Hauptstück, der nach einem Verzeichnis der Reliquien, Kirchengерäte und Bücher anschliessende umfangreiche Güterbescrib⁵⁾; wie beim ersten Teil das geschichtliche Interesse ganz im Vordergrund steht, so hier die Bedürfnisse der Gutsverwaltung. Die Güter sind nach ihrer topographischen Lage an-

¹⁾ ib. S. LII f.

²⁾ Letzte Ausgabe von P. M. Kiem, Quellen z. Schweizer Gesch. III, Bd.

³⁾ Die Acta Murensia u. die ältesten Urkunden d. Kl. Muri. Mitt. des Instituts 25. Bd. S. 209 ff. u. 414 ff. u. 26. Bd. S. 479 ff. Vgl. auch A. Brackmann, Papsturkunden d. Schweiz. Gött. Nachr. Phil.-hist. Kl. 1904, Heft 5 u. d. Rezension v. H. Steinacker Mitt. des Instituts 26. Bd. S. 508 ff.

⁴⁾ Hirsch a. a. O. S. 445.

⁵⁾ Kiem a. a. O. S. 55.

geordnet, Zengen fehlen, Nachrichten über die Erwerbung der Güter finden sich nur vereinzelt bei strittigen Fällen. „Die Acta sind keine Gütergeschichte, sondern eine Gutsbeschreibung“¹⁾. Sehr schwach nur tritt das rechtliche Moment, das Streben nach Rechtssicherung, hervor; die Klostergeschichte enthält einige Urkunden, besonders wichtige Stücke, Kaiser- und Papsturkunden, die gleichsam in moderner Weise zur Illustrierung und historischen Begründung des Erzählten verwendet werden; an anderer Stelle wird auf eine Urkunde, die noch vorhanden sei, nur verwiesen: „Qui velit, accipiat et legat“²⁾. Demgemäss sind auch die Spuren von Vorlagen in der Gutsbeschreibung sehr spärlich, doch weisen hin und wieder genauere Datumsangaben auf die Benützung von Urkunden hin. Der Autor hat jedoch nicht nur solche benutzt, er äussert sich selbst — eine Seltenheit! — über seine Quellen³⁾, er habe aus dem Gedächtnis der Nachkommen geschöpft, eine bemerkenswerte Tatsache, besonders da die Gütererwerbungen, um die es sich handelt, 80—90 Jahre zurückliegen, es kann also nur das Nachbarschaftszeugnis von Leuten gemeint sein, die jene Güter als von altersher zum Kloster gehörig bezeichneten, sowie die im Kloster selbst fortlebende Überlieferung; Traditionsurkunden oder Akte, die wir wohl als vorhanden annehmen können, mögen damals bereits verloren gewesen sein, so dass das Zeugnis der Umwohner an ihre Stelle trat. Urkundliche Vorlagen sind wohl auch unter den an gleicher Stelle erwähnten „scripturae“ zu verstehen, während der dann folgende Satz: „... que Eppo ... manifestavit“ nicht recht klar ist; vielleicht hat Eppo den Stiftsbrief bei der Weihe der Klosterkirche⁴⁾ verlesen und interpretiert, was dann in der Urkunde vermerkt wurde⁵⁾; darauf würde der Ausdruck „manifestavit“ passen. Möglicherweise hat dieser Eppo aber traditionsbuchartige oder urbariale Notizen hinterlassen, die der Autor der Acta noch benützen konnte. Diese Zitierung von Quellen, namentlich die Berufung auf das Nachbarschaftszeugnis, weisen übrigens darauf hin, dass auch bei dieser Quelle die rechtliche Sicherung der Erwerbungen nicht ganz unberücksichtigt blieb.

¹⁾ Hirsch a. a. O. S. 249.

²⁾ Kiem a. a. O. S. 33.

³⁾ Kiem a. a. O. S. 28.

⁴⁾ Denn um ein Verzeichnis der schon damals dem Stift gehörigen Güter handelt es sich.

⁵⁾ Hirsch a. a. O. S. 245 Anm. 6.

Chroniken von Petershausen und Ottenbeuren.

Während bei den *Acta Murensia* der Grundbesitz und seine Inventarisierung im Vordergrund steht, haben wir in den *Casus monasterii Petrishusensis* und dem *Chronicon Ottenburanum* vorwiegend historische Werke vor uns. Jenes¹⁾ in dem badi-schen Kloster Petershausen um 1156 angelegt und dann von zwei weiteren Schreibern bis 1165 fortgesetzt²⁾, enthält eine Fülle von Nachrichten über das Klosterleben, die allgemeine deutsche Geschichte und besonders über das Leben des hl. Bischofs Gebhard von Konstanz, Peterhausens Begründer; daneben ist aber dem Güterbesitz und seinen Rechtstiteln ein nicht unbeträchtlicher Raum gewidmet, so dass manche Partien des Werkes hauptsächlich aus Traditionen bestehen, wobei die Verfasser Gleichartiges womöglich zusammenfassen; zeigt sich darin eine gewisse Rücksicht auf administrative Bedürfnisse, so liess man auch das Moment der rechtlichen Sicherung nicht ganz aus dem Auge; hieher gehört die Aufnahme ganzer Urkunden, die wenngleich sehr spärliche Anführung von Zeugen und die wiederholte Bemerkung, dass eine Schenkung „*coram idoneis testibus*“ vollzogen worden sei. Die in die Chronik aufgenommenen Urkunden, teils subjektiv, teils objektiv abgefasst, weisen ein ziemlich reichliches Formular auf, so namentlich genaue Datierungsangaben. Bemerkenswert ist eine Urkunde von 1058³⁾, die eine vollständige Schreiberunterschrift trägt: „*Ego Bernhardus diaconus scripsi et subscripsi.*“ Also auch hier hat sich noch in so später Zeit die *Carta* erhalten, allerdings vielleicht nur vereinzelt, wenigstens in unserem Kodex findet sich kein zweiter derartiger Fall. Petershausen liegt in der Nähe von Schaffhausen, wo wir ja die Fertigung förmlicher Urkunden am längsten verfolgen konnten; dieses Beispiel mag auch auf unser Stift eingewirkt haben.

Ähnlicher Art wie das Petershauser Geschichtswerk ist auch die Chronik des Klosters Ottenbeuren⁴⁾. Sie besteht aus mehreren, zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Teilen; der erste, im 12. Jahrhundert entstanden, enthält eine sehr dürftige, fabulose, mit falschen Königsurkunden verbrämte Klostergeschichte bis zum Jahre 973; in den aus dem 13. Jahrhundert stammenden Fortsetzungen ist den Gütererwerbungen ein breiterer Platz eingeräumt, einige Urkunden sind

¹⁾ M. G. SS. XX. S. 621 ff.

²⁾ ib. S. 622.

³⁾ ib. S. 642, Kap. 12.

⁴⁾ M. G. SS. XXIII. S. 609 ff.

wörtlich aufgenommen, eigentliche Traditionsnotizen, wie sie wohl meist vorlagen, finden wir nicht, die Erwerbungen werden nur, zumeist in knapper Form, erzählt. Die Vorlagen wurden, wie es schient z. T. nicht direkt benützt, sondern durch Vermittlung der Annalen von Ottenbeuren¹⁾; manchmal griff man aber doch auf die Originale zurück, so bei der Weihe des Klosters, von der uns die Weihenotiz erhalten ist²⁾. Noch weniger als in der Chronik von Petershausen treten hier praktische Interessen, sei es rechtlicher, sei es administrativer Natur, hervor, die Gütergeschichte wird nebenbei mit als ein wichtiger Teil der allgemeinen Klostergeschichte behandelt. Beide Werke stellen sich dar als eine Art von mittelalterlicher Wirtschaftsgeschichte, die ja naturgemäss Grund und Boden, die fast ausschliessliche Basis der materiellen Kultur jener Zeit, zum Hauptobjekt haben musste. Dieser ihr Charakter macht sie zu wertvollen Quellen auch für die Wirtschaftsgeschichte, der sie die Urkunden bis zu einem gewissen Grade ersetzen können; wie wir gesehen haben, bieten sie gelegentlich auch der Diplomatie Material dar.

Acta Salemitana.

Haben wir mit den zuletzt behandelten Quellen uns schon auf dem Grenzgebiete bewegt, wo das Traditionsbueh zum Urbar oder zur Chronik wird, so lernen wir nun in den Aufzeichnungen des Klosters Salem die durch das Aufkommen der Siegelurkunde bewirkte Differenzierung der Gütergeschichte in ein Kopialbuch und in eine Sammlung der Traditionen kennen; hingegen ist die Gründungsgeschichte von der hineinspielenden Geschichte des Grundbesitzes auch hier nicht geschieden.

Diese gesamten Quellen sind heute in vier Bänden vereinigt, zusammengefasst gewöhnlich unter dem Namen „Acta Salemitana“³⁾. Den Anfang macht der historische Teil: „De fundatione claustris“, eine jener Gründungsgeschichten, wie sie in vielen Klöstern, sehr ähnlich z. B. in St. Georgen im Schwarzwald verfasst wurden; sie geht jedoch über die erste Zeit nach der Gründung ziemlich hinaus, bis in die 70er Jahre des 12. Jahrhunderts; beschrieben sind besonders die Weihen von Kirchen und Kapellen, ferner finden sich Verzeichnisse

¹⁾ M. G. SS. XVII. S. 311 ff.

²⁾ Feyerabend, Des Reichsstifts O. sämtl. Jahrbücher. II. S. 829.

³⁾ Im Generallandesarchiv Karlsruhe. Die geschichtl. Aufzeichnungen u. d. Traditionen ed. F. Baumann Z. G. O. Rh. 31. Bd. S. 47 ff.; die im Kopialbuch enthaltenen Urk. ed. Weech Cod. diplom. Salem. I. u. II. Band.

der Reliquien, aber auch Dotationen, sowohl der Stifter, als auch anderer Personen, ohne urkundliches Formular, jedoch meist mit Hinzufügung der Zeugen; das mag ein Grund sein, warum der eigentliche Traditionskodex erst mit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts einsetzt. Die früheren Schenkungen hatte man — wenn auch vielleicht nicht vollständig und nicht systematisch geordnet — in der Gründungsgeschichte und mochte sich damit umso eher begnügen, als ja rechtlich kein Unterschied zwischen den beiden Überlieferungen bestand und auch nicht gefühlt wurde, wie aus den zahlreichen Quellen hervorgeht, die einen unmerklichen Übergang zwischen ihnen bilden. Im Kodex folgen dann die Abschriften von Urkunden, also ein reines Kopialbuch und schliesslich der „Codex traditionum“. Die erste Anlage desselben umfasst die Erwerbungen bis 1215, wie aus der Notiz am Beginn der folgenden Aufzeichnungen hervorgeht ¹⁾: „*Donationes predictorum, que scripte sunt a capitulo, quod incipit: Gotfridus et Manegoldus* ²⁾ *usque huc habuimus ante concilium Innocentii pape III., quod fuit anno ab incarnatione domini M^o CC^o XV^o. Que autem secuntur usque in finem libri, postea adepti sumus.*“ Weiterhin kommen dann gruppenweise Eintragungen. Diese Traditionen sind, wie auch Baumann ³⁾ annimmt, zumeist solche, über die eine eigentliche Urkunde nicht ausgestellt worden war, da ja diese in der Regel in das erwähnte Kopialbuch aufgenommen sind. Jedoch müssen wohl auch über diese Traditionen schriftliche Aufzeichnungen bestanden haben; zunächst entspricht dies dem allgemeinen Usus und ferner wäre es dem Kompilator ohne solche Hilfsmittel auch gar nicht möglich gewesen, die Masse des Stoffes so genau festzustellen; denkbar wäre allerdings auch die Benützung eines anderen älteren Traditionsbuches, doch sind keine Anhaltspunkte dafür vorhanden. Einen Einzelakt haben wir übrigens im Original erhalten. Eine Urkunde von 1169 ⁴⁾, worin Bischof Otto von Konstanz eine zwischen Salem und der Kirche von Seefeldern vorgenommene Tauschhandlung bestätigt, trägt auf der Rückseite eine Notiz über eine Schenkung des Rudolf von Uacis an seine Gemahlin und über eine Tradition desselben Mannes an Salem; dieser spielt bei dem in der Bischofsurkunde bestätigten Tausch eine Rolle und auch zeitlich liegt eine Koinzidenz vor, indem alle diese Rechtshandlungen bei einem grossen Placitum vor sich gingen. Diese Um-

¹⁾ Z. G. O. Rh. 31. Bd. S. 103.

²⁾ Hier beginnen eben die Traditionen.

³⁾ ib. S. 47.

⁴⁾ Cod. dipl. Salem. I. S. 20 ff.

stände waren wohl die Veranlassung dazu, die Notiz auf den Rücken der Urkunde zu schreiben, während gewöhnlich eigene Blätter dazu verwendet wurden, aber dieser Fall zeigt doch, wie Rechtshandlungen selbst in so später Zeit noch in primitiver Weise aufgezeichnet wurden; denn wir haben es, obwohl keinerlei urkundliches Formular vorhanden ist, die Notiz vielmehr mit den Worten: „Post conscriptionem presentis privilegii . . .“ direkt an die Urkunde angeschlossen wird, doch offenbar mit dem Original eines Aktes zu tun, der, allerdings in beschränktem Ausmasse, einem rechtssichernden Zweck zu dienen hatte; dies geht vor allem aus der langen Zeugenreihe hervor. Dass die sonst übliche Einleitung mit Notum sit oder dergleichen fehlt, mag sich aus dem besonderen Fall, der Anknüpfung an die Urkunde, erklären.

Solche Aktaufzeichnungen werden wir als die gewöhnlichen Vorlagen unseres Traditionsbuches anzunehmen haben. Ein indirektes Zeugnis für das Vorhandensein derartiger Notizen bildet auch folgender Fall: Graf und Gräfin von Neifen, Erben des Grafen Manegold von Rohrdorf, erneuern und bestätigen eine von diesem gemachte Schenkung. Darüber haben wir eine besiegelte Urkunde¹⁾, die abschriftlich auch ins Kopialbuch übergegangen ist; dieselbe Rechtshandlung ist aber auch im Traditionskodex erhalten, sie findet an demselben Orte statt, an der Identität ist also nicht zu zweifeln; auffallender Weise sind aber die beiden Zeugenreihen nicht gleich, nur drei Personen kommen in beiden vor; dass es sich auch bei der Urkunde um Handlungs- und nicht um Beurkundungs- oder Besiegelungszeugen handelt, geht aus dem Ausdruck hervor: „in presentia eorum, quorum nomina sunt subscripta“; die Verschiedenheit des Zeugenkataloges ist wohl nur so zu erklären, dass die Traditionsnotiz nicht etwa einen blossen Auszug aus der Urkunde darstellt, sondern dass über die Rechtshandlung, wahrscheinlich sofort, eine Aktaufzeichnung gemacht wurde, die alle Zeugen enthielt, die sich in den beiden Überlieferungen finden; auf Grund dieser wurde dann die Urkunde ausgestellt, der Akt selbst ging in das Traditionsverzeichnis über, wobei aber jeder der beiden Schreiber es nicht für nötig fand, alle Zeugen aufzunehmen und so zufällig nur drei derselben in beide Listen übergegangen sind. Eine Datierung tragen die Traditionen des ersten Teiles im allgemeinen nicht; ein terminus ante quem ist allerdings durch das Jahr 1215 gegeben, auch lässt sich in manchen Fällen aus der Nennung des Klosterabtes sowie sonstiger geistlicher und weltlicher Grosser eine

¹⁾ Cod. dipl. Salem. I. S. 110.

genauere Zeitbestimmung ermitteln; hingegen kann aus der Reihenfolge der Traditionen gar nichts geschlossen werden, da diese der topographischen Lage der Güter angepasst ist und auch innerhalb des Rahmens dieser Einteilung, also bei den Traditionen an einem Orte oder in einer Gruppe von Orten, nicht der chronologischen Ordnung entspricht. In einigen Fällen ist von anderer, aber gleichzeitiger Hand einer Überschrift über mehrere Traditionen eine Datierung beigesetzt. Diese selbst sind meist sehr einfach stilisiert, sie beschränken sich auf die kurze Angabe der Rechts-handlung ohne besondere Einleitung oder sonstiges Formular; ganze Reihen sind manchmal nur durch die Worte: Item N. N. dedit . . . oder ähnliche zusammengeschlossen. Nur Zeugen finden sich häufiger, wenngleich im Verhältnis zu der grossen Fülle des Materials immerhin als Ausnahmen; auffallenderweise sind hingegen bei den Erwerbungen, die in die Gründungsgeschichte verflochten sind, die Zeugen fast durchwegs beigefügt¹⁾, obwohl sie hier in den allermeisten Fällen rechtlich nicht mehr von Wert sein konnten. Unter diesen gleichartigen Traditionen begegnen auch einige vollständige Urkundenabschriften²⁾, die wohl nur versehentlich im Kopialbuch ausgelassen und hier nachgetragen wurden; eine Siegelankündigung enthält nur eine, jedoch rühren auch die anderen von hochgestellten Persönlichkeiten her, waren also vermutlich auch bereits besiegelt (Originale sind nicht vorhanden). Sonst finden wir zwei Traditionen³⁾ datiert mit der urkundenmässigen Formel: Acta sunt haec, ausserdem hin und wieder Wendungen wie intuitu amoris dei pro remedio animae suae u. dgl.; das deutet darauf hin, dass als Vorlagen irgendwelche, z. T. urkundenartige Aufzeichnungen gedient haben, doch wird man annehmen können, dass es im Gegensatz zu den Siegelurkunden des Kopialbuches Akte, jedenfalls unbeglaubigte, wenn auch mit einem gewissen urkundlichen Beiwerk ausgestattete Aufzeichnungen waren; das stimmt vollkommen zu der Beobachtung, dass fast keine der hier verzeichneten Gütererwerbungen selbständig in Form einer Urkunde bezeugt ist und anderseits die im Originale oder im Kopialbuch erhaltenen Urkunden — und ihre Zahl ist bis 1215 nicht gering — soweit sich dies feststellen lässt⁴⁾, durchaus besiegelt sind.

¹⁾ Vgl. oben S. 63.

²⁾ a. a. O. SS. 63, 81, 84.

³⁾ ib. S. 101 u. 102.

⁴⁾ d. h. die erhaltenen Originale tragen oder trugen alle ein Siegel; bei Kopien ist dies, wenn das Siegel nicht im Text angekündigt wird, nicht zu sehen.

Den Abschluss des ersten Teiles bildet ein Verzeichnis der Zinsleute auf einem von Adalbero geschenkten Hof mit ihren Leistungen¹⁾; damit erhält auch dieses Traditionsbuch den urbarialen Einschlag, der sich bei diesen Quellen an der Wende des 12. zum 13. Jahrhundert so häufig findet und meist ein Zeichen des beginnenden Verfalles dieser Quellenart ist; umso auffälliger ist es daher, dass wir in Salem das Traditionsbuch fortgesetzt finden und zwar in derselben planvollen und ordentlichen Weise, die seinen Grundstock auszeichnet.

Die weiteren Eintragungen sind, wie schon erwähnt, gruppenweise erfolgt; dies ergibt sich aus dem Wechsel der Hände und wird bestätigt durch die Beobachtung, dass jeder Schreiber nur Traditionen bis zu einem bestimmten Jahre, diese aber genau und annähernd vollständig aufnimmt, so dass Nachträge zu einer Gruppe bei der folgenden fast nie vorkommen. Innerhalb der einzelnen Gruppen aber herrscht keine chronologische Ordnung, das leitende Prinzip ist vielmehr das topographische; es hat also nach einer Anzahl von Jahren immer die Aufzeichnung einer grösseren Zahl von Erwerbungen stattgefunden, die sich auf den ganzen seit der letzten Aufzeichnung verstrichenen Zeitraum und wahrscheinlich auf das gesamte neu hinzugekommene Klostergut erstreckte; mit Sicherheit kann das letztere allerdings nicht behauptet werden, denn die Zahl der Einträge ist doch zu gering, als dass sie vollständig sein könnte und es fehlen manche Gegenden, in denen das Kloster jedenfalls auch Besitz erwarb, doch ist anzunehmen²⁾, dass namentlich von den späteren Fortsetzungen viel verloren gegangen ist, wofür auch die in der Handschrift herrschende Unordnung spricht. Die in den einzelnen Gruppen vorkommende jeweils letzte Jahreszahl — diese Eintragungen sind nämlich durchwegs datiert — gewährt die Möglichkeit festzustellen, wann diese Gruppen geschrieben worden sein können; die erste reicht bis 1220, ist also jedenfalls nach diesem Zeitpunkt geschrieben, scheint jedoch nicht vollständig zu sein, da sie auf pag. 253 des Kodex abbricht. Im Folgenden tritt dann ein mehrfacher Wechsel der Hände ein, doch scheinen von jeder nur Teile des ursprünglichen Bestandes erhalten zu sein; zwei Blätter, die offenbar hierher gehören und von einer Hand beschrieben sind, die Jahre 1243 und 1244 betreffend, finden sich im Cartular unter pag. 202—204, eingeschoben in das Kopialbuch, ebenso dann pag. 205—208 von verschiedenen Schreibern her-

¹⁾ a. a. O. S. 102 f.

²⁾ Baumann a. a. O. S. 48.

rührend, deren Einträge die Jahre 1226, 1253 und 1254 behandeln¹⁾; es scheinen dies Bruchstücke einer grösseren Gruppe von Traditionen zu sein, deren bedeutenderer Teil verloren gegangen ist; dafür spricht besonders der Umstand, dass die hier vertretenen Hände vereinzelt dastehen, während sonst jeder Schreiber einen grösseren Komplex von Eintragungen geschrieben hat; unterstützt wird diese Annahme auch durch die falsche Stelle, an der sich jene Blätter befinden. Die nächste von einem Schreiber herrührende Gruppe²⁾ umfasst Erwerbungen fast ausschliesslich in dem Orte Weildorf aus den Jahren 1255—1265; die Abfassung geschah wahrscheinlich zu Ende von 1265 oder zu Beginn des folgenden Jahres; denn bei der Schenkung des Eberhard und Burkard von Heggelbach³⁾ vom 29. Nov. 1264 ist ein Zusatz über eine Bestätigung Eberhards, datiert 1266, Febr. 18, nachträglich, jedoch von gleicher Hand beigelegt; damals war also aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Teil schon vollendet. Hier sind die Traditionen chronologisch angeordnet, was allerdings dem topographischen Prinzip keinen Eintrag tut, da fast alle einen Ort betreffen. Es folgt nun eine kurze Unterbrechung durch einen anderen gleichzeitigen Schreiber, doch schon mitten in der drittnächsten Eintragung⁴⁾ setzt wieder der frühere ein, von dem dann der ganze Rest des Traditionsbuches geschrieben ist.

Dieser Teil beschäftigt sich zunächst noch mit Weildorf, wo die Erwerbungen bis 1270 fortgeführt sind, dann folgen wieder Traditionen aus verschiedenen Orten, topographisch zu Gruppen zusammengefasst, den Zeitraum von 1229—1266 umspannend; die Mehrzahl gehört den 40er und 50er Jahren an. Häufiger als im ersten Teile treten hier Urkunden oder Spuren von solchen hervor, ebenso wird öfter auf sie hingewiesen, doch ist hier das Verhältnis der Traditionsnotizen oft ein so eigentümliches, dass es eine nähere Betrachtung erfordert. So heisst es bei einer Schenkung der Herren von Vatz⁵⁾: „... et coram multis aliis, quorum nomina in instrumento super eadem donatione confecto continentur“; diese (besiegelte) Urkunde ist auch wirklich erhalten⁶⁾, doch ist von ihrem Formular nichts ins Traditionsbuch übergegangen. Eine scheinbar vollständige Urkunden-

¹⁾ Baumann a. a. O. S. 109.

²⁾ ib. S. 109—124.

³⁾ ib. S. 117.

⁴⁾ ib. S. 122.

⁵⁾ ib. S. 107.

⁶⁾ Cod. dipl. Salem. I. S. 253.

abschrift liegt vor in der Vergabung des Hugo von Bittelschiess ¹⁾; ob sie genau wiedergegeben ist, wissen wir aber nicht, da das Original nicht erhalten ist. Abgesehen von solchen Erwähnungen und einigen Abschriften besiegelter Urkunden finden sich auch sonst in reicher Zahl Hinweise auf urkundliche Vorlagen; fast alle Traditionen des zweiten Teiles — mit ganz geringen Ausnahmen — sind datiert, wenigstens mit einer Jahresbezeichnung; die Stellung dieser Datierung ist allerdings in vielen Fällen — es dürfte mehr als die Hälfte sein — nicht urkundenmässig, nämlich am Anfang der einzelnen Traditionen, oft aber ist die Datierung doch ganz nach Art der Urkunden an den Schluss gestellt, mit *Actum* oder *Acta sunt haec* eingeleitet, manchmal wird sogar dort, wo schon die Jahreszahl am Anfang stand, doch die *Actum*-Formel angewendet und auf das Jahr mit *anno praescripto* oder *praemisso* rückverwiesen. Nicht gerade häufig, aber doch in einer stattlichen Zahl von Einträgen findet sich auch ein Tagesdatum, berechnet nach dem römischen oder, besonders in den späteren Partien, nach dem christlichen Heiligenkalender. Die Zeugen werden in der Mehrzahl der Fälle verzeichnet u. zw. mit gewissen typischen Einführungsformeln, von denen besonders: „*testibus presentibus rogatis et subnotatis*“ häufig erscheint. All dies weist darauf hin, dass die Vorlagen dieser Eintragungen, zum grossen Teil wenigstens, formal über den Charakter des bloßen Aktes hinausgingen; damit ist aber noch nichts entschieden über die rechtliche Kraft dieser Urkunden — so können wir sie wohl schon nennen —; denn grösser als bei den Traditionen des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts ist hier die Möglichkeit, daß rechtlich wirksame, also besiegelte Urkunden als Vorlagen gedient haben. Von den im Traditionsbuch erhaltenen, vollständig oder auszugsweise wiedergegebenen Urkunden nennen nur zwei ein Siegel, aber das ist kein Beweis, denn die tatsächliche Anbringung von Siegeln geht ihrer Ankündigung in der Urkunde vielfach voraus. Von entscheidender Wichtigkeit ist aber, dass über keine der hier verzeichneten Traditionen eine besiegelte Urkunde vorhanden ist, weder in originaler Überlieferung noch in dem Kopialbuch; denn in den oben erwähnten Fällen handelt es sich nicht um dieselbe Rechtsache, sondern um eine Bestätigung durch den Bischof oder um die Zustimmung des Lehensherrs zu der Veräusserung. Urkunden über solche Handlungen finden wir eine ganze Reihe, ohne dass im Traditionsbuch ihrer Erwähnung geschieht.

¹⁾ S. 107. Wo im Folgenden bei Besprechung der *Acta Salemitana* sich die blosse Verweisung auf eine Seitenzahl findet, bezieht sie sich stets auf die zitierte Ausgabe von Baumann.

Instruktive Beispiele dafür sind folgende: Johannes „dictus Rustinc“ resigniert auf einen Weinberg in Neufrach, 1264 (S. 118); diese Erwerbung Salems finden wir auch in einer Siegelurkunde des Abtes Albert und des Kapitels von Reichenau (Cod. dipl. Sal. I. S. 446); darin wird jedoch die Überweisung des Weinberges durch Reichenau beurkundet, als Lehensherr der Herren von Gundelfingen, von denen hinwiederum Johannes das Gut zu Lehen trug; von der Resignation dieses Mannes an das Kloster, wie sie im Traditionsbuch bezeugt wird, ist hier keine Rede; auch sind von den Zeugen dieser Urkunde nur zwei identisch mit Zeugen der Resignation im Codex; in einer Art Anhang zu der Urkunde, doch vor der Siegelankündigung, erklären dann einerseits Johannes, anderseits die Herren von Gundelfingen, jede Partei für sich in subjektiver Fassung, dass sie auf das genannte Gut verzichtet hätten; die letzteren bezeugen dann noch, dass sie einen Acker in Leutkirch, ihr freies Eigen, dem Kloster geschenkt haben; diese Überweisung findet sich auch tatsächlich unter den Traditionen (S. 119), u. zw. mit einer Zeugenreihe, während die Reichenauer Urkunde für diese Handlung überhaupt keine Zeugen nennt. Die Sachlage ist hier ziemlich durchsichtig: die Urkunde ist eigentlich nur zur Beglaubigung der zwischen Reichenau und Salem spielenden Rechtshandlung bestimmt, die anderen drei haben früher stattgefunden und wurden auch separat aufgezeichnet; die Aufzeichnungen oder Urkunden über die erste und dritte Rechtshandlung (Resignation des Johannes und Schenkung in Leutkirch) sind auch ins Traditionsbuch, vielleicht nur auszugsweise übergegangen; dass dies bei der zweiten nicht der Fall ist, geht vielleicht nur auf ein Versehen zurück oder man hielt es mit Rücksicht auf die Siegelurkunde für überflüssig; alle drei Handlungen hat man aber auch dieser angefügt; dabei war es überflüssig, die Handlungszeugen auch anzuführen, weil diese erstens auf den einzelnen Aufzeichnungen standen und zweitens infolge des Rechtsschutzes, den das Siegel gewährte, weniger wichtig waren. Ähnliche Verhältnisse liegen vor bei folgendem Fall: Konrad von Mänlinshofen verkauft den Zehnten in Stetten, mit dem er von Albero „dictus Grubaer“ belehnt war, 1258, Dez. 19¹⁾; dann folgen zwei getrennte Absätze, jeder mit der Überschrift „Steten“, in denen zuerst die Resignation Konrads und seiner älteren Söhne, dann die seiner jüngeren Söhne bezeugt wird, an verschiedenen Orten, mit verschiedenem Zeugenverzeichnis. In einer Urkunde von 1259, Nov. 30²⁾, bestätigt B.

¹⁾ S. 136.

²⁾ Cod. dipl. Sal. I. S. 387.

Eberhard II. diese Schenkung, jedoch ohne Zeugen und erwähnt darin die Resignation Konrads und aller seiner Söhne nur kurz in einem Satze, so als ob sie gleichzeitig mit der Schenkungshandlung stattgefunden hätte.

Wir haben so an einer Reihe von Beispielen gesehen, dass über die im Traditionsbuch verzeichneten Rechtshandlungen z. T. auch besiegelte Urkunden ausgestellt wurden, aber in einer Form, die es ausschliesst, dass sie als Vorlagen gedient haben können; dies geht ganz deutlich aus den mangelnden Zeugen in den Siegelurkunden und anderen Defekten derselben gegenüber den Einträgen im Traditionsbuch hervor; auch die Wahrnehmung, dass jene in allen besprochenen Fällen einen anderen Aussteller — einen bestätigenden Bischof oder den Lehensherrn — zeigen als die Traditionen, lässt darauf schliessen, dass die in der Gütergeschichte verzeichneten Erwerbungen in der Gestalt von Einzelakten oder — was wohl öfter zutreffen wird — von unbeglaubigten aber mit urkundlichem Formular ausgestatteten Aufzeichnungen beurkundet wurden. Dies findet seine Bestätigung darin, dass man in vielen Fällen die Traditionen dann nachträglich noch in Siegelurkunden bestätigen liess, was wohl unterblieben wäre, wenn man ohnehin schon eine gehörig beglaubigte Urkunde gehabt hätte. Bestätigungen von Urkunden durch geistliche und weltliche Grosse kommen ja in jener Zeit häufig vor, doch liessen nach dem gewöhnlichen Vorgang Personen, die ein eigenes Siegel nicht hatten oder ausser der eigenen Besiegelung ihr Rechtsgeschäft noch unter den Schutz und die Beglaubigung einer höherstehenden Persönlichkeit stellen wollten, ihre eigene Urkunde mit dem Siegel derselben versehen. Hier scheinen die Traditionsurkunden ohne Beglaubigung in der althergebrachten Weise aufgezeichnet worden zu sein, wobei sich aber das Streben nach der Urkunde in dem allerdings rechtsunwirksamen Formular kundgibt, in das man jene rechtlich vom Akt nicht verschiedenen Aufzeichnungen hüllte. Dass diese uns nicht mehr im Originale erhalten sind, ist ein Schicksal, das sie mit der weitaus grössten Menge gleichartiger Archivalien teilen und das daher nicht auffällig ist. Anders verhielte es sich aber bei der Annahme besiegelter Originale, denn wenn man selbst zugeben wollte, dass gerade diese sämtlich verloren gegangen wären, so ist ihr Fehlen im Kopialbuch, das ja gleichzeitig, bezw. parallel mit der Gütergeschichte entstanden ist, zu dessen Abfassungszeit sie also noch vorhanden sein mussten, schlechterdings nicht zu erklären. Die Sache kann sich eben nur so verhalten: die besiegelten Urkunden haben ihren Platz im Kopialbuch, die unbeglaubigten Aufzeichnungen im Traditionsbuch.

Viel weiter als die anderen ähnlichen Quellen, die wir kennen gelernt haben, reicht das Salemer Kopialbuch, aber sein Charakter ist auch ein anderer, sein Anwendungsgebiet etwas kleiner als wir es sonst finden; die überwiegende Mehrzahl der Traditionen betrifft Vergabungen, die von Leuten gemacht werden, die das betreffende Gut nicht zu freiem Eigen, sondern nur als Zinsgut oder Lehen besitzen. Der Vorgang scheint sich bei solchen Transaktionen von ausgetanem Grund folgendermassen abgespielt zu haben. Der Inhaber oder Lehensträger resigniert auf das Gut entweder direkt dem Kloster oder aber dem Obereigentümer gegenüber und dieser überträgt dann im ersten Falle das Eigentumsrecht dem neuen Besitzer, bzw. er gibt seine Zustimmung zu der Besiztentäusserung seines Lehensmannes, im zweiten Falle überweist er das Gut als ganzes, auf dem ja nun kein fremdes Recht mehr lastet, dem Kloster, doch erfolgt auch dann noch manchmal eine Aufgabe des Lehensrechtes von Seite des früheren Inhabers. Die verschiedenen Formen, die wir dabei finden inbezug auf die Art, wie der Eigentümer entweder nur seine Zustimmung zu der Veräusserung gibt oder diese erst durch eine von ihm ausgehende Rechtshandlung vollzogen erscheint, beruhen wohl teilweise auf Ungenauigkeit des Ausdruckes, z. T. aber spiegeln sich darin die verschiedenen Stufen der Abhängigkeit dinglicher und persönlicher Natur wieder, die dem Belehnten oder gegen Zins mit dem Gut Ausgestatteten ein mehr oder minder beschränktes Verfügungsrecht über dasselbe gaben. Zumeist sind es also diese Resignationen oder Auftragungen von verliehenem Gut, die wir im Traditionsbuch finden, wobei meist die Rechtshandlung dessen, der das Gut unter irgend einer Leiheform innehat, im Vordergrund steht und die Teilnahme des Eigentümers erst in zweiter Reihe erwähnt wird; manchmal ist überhaupt nur mit einem kurzen Satz wie: *predium, de quo in pheodatus fuerat ab N. seiner gedacht*. Hin und wieder allerdings tritt auch der umgekehrte Fall ein, die Schenkung wird von ihm vollzogen, die Resignation des Lehensträgers und eventuell seiner Verwandten wird nur nebenbei erwähnt. Ihrer rechtlichen Art nach ist die Güterübertragung entweder Schenkung oder Kauf, besonders gegen Ende des Traditionsbuches ist das letztere der häufigere Fall, wenn auch der Ausdruck *emptio* meist vermieden und die Fiktion einer Schenkung beibehalten wird. Es gehören nicht alle Traditionen jener Gattung von Lehens- oder Leihgütern an, es finden sich auch solche von freiem Eigengut, doch sind sie bedeutend in der Minorität, besonders in den späteren Teilen des Kodex; dies hängt ja natürlich mit der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung, mit dem immer mehr sich durchsetzenden Feudalismus zusammen, doch

weisen die Originalurkunden und das Kopialbuch von Salem doch eine grosse Reihe von Schenkungen und Käufen freien Gutes auf. Die teilweise Beschränkung des Traditionsbuches auf bestimmte Rechtsgeschäfte ist auch anderwärts, namentlich wo diese Institution sich bis ins 13. Jahrhundert erhalten hat, beobachtet worden. So überwiegt in Brixen schon seit Ende des 12. Jahrhunderts für alle wichtigeren Rechtsgeschäfte, so namentlich für Vergabungen von Grund und Boden die Urkundenfertigung, das bisherige Traditionsbuch wird fast ausschliesslich auf Widmungen von Personen beschränkt, es wird zu einem *liber censualium* ¹⁾; in Salem sehen wir das Traditionsbuch gleichfalls, wenn auch nicht mit solcher Ausschliesslichkeit, für die Verzeichnung von Lehens- und Leihgut verwendet, aber ein bedeutender Unterschied bleibt bestehen zwischen den Traditionsbüchern des bairischen Hochstiftes und unserer Quelle: jene wurden protokollarisch geführt und gelangten unter dem Einflusse des italienischen Notariatswesens sogar zu selbständiger Beweiskraft ²⁾, hier haben wir zusammenfassende Aufzeichnung nach Einzelvorlagen, eine rechtliche Wirksamkeit ist nirgends wahrzunehmen.

Acta S. Petri in Augia.

In enger Beziehung zu den „Acta Salemitana“ steht eine Quelle aus dem württembergischen Kloster St. Peter in Weissenau ³⁾ Wie Baumann in der Einleitung zeigt, dienten jene sogar als Muster für die Anlage dieses Werkes; es beginnt gleichfalls mit einer historischen Einleitung, die vielfach wörtliche Entlehnungen aus den „Acta Salemitana“ aufweist; was zu übernehmen möglich war, wurde einfach abgeschrieben, so die Begründung für die Abfassung des Werkes, überhaupt der ganze Rahmen der Erzählung, nur die tatsächlichen Ereignisse sind natürlich andere, doch geschah es dem Schreiber einmal, auch eine Angabe zu übernehmen, die für Weissenau nicht passt ⁴⁾. Wie in Salem gliederte man auch hier gleich bei der ersten Anlage das Werk in drei Teile: die Gründungsgeschichte, ein Kopialbuch und einen Traditionskodex; sie sind von demselben Schreiber u. zw. circa 1224 oder bald danach geschrieben; es ergibt sich dies daraus, dass

¹⁾ Redlich, *Acta Tirolensia*, I. S. LII.

²⁾ ib. S. LV.

³⁾ Baumann, *Acta s. Petri in Augia*, Z. G. O. Rh. 29. Bd., S. 1 ff. u. N. F. III. Bd. S. 359 ff.

⁴⁾ Baumann, Z. G. O. Rh. 29., S. 3.

die Angaben über die Gütererwerbungen bis zu diesem Jahre reichen¹⁾; auch hier wird nur, soweit feststellbar, bis in die 70er Jahre des 12. Jahrhunderts zurückgegangen, wenigstens soweit selbständige Rechtshandlungen in Betracht kommen; zur Erklärung und Begründung werden auch Traditionen aus früherer Zeit herangezogen. Kopialbuch und Gütergeschichte wurden fortgesetzt von einem zweiten Schreiber, dessen Einträge aber über 1224 gleichfalls nicht hinausgehen, dann von einem dritten, der, wie es scheint, um circa 1227 geschrieben, jedoch noch viele Traditionen aus der Zeit vor 1224 eingetragen hat und endlich finden wir eine vierte Hand, die bis zum Ende der ersten Originalhandschrift reicht; ihre Eintragungen gehen bis circa 1228. Losgelöst von dem Zusammenhang mit den bisher besprochenen Teilen folgt die letzte im Original erhaltene Fortsetzung, die aber nicht unmittelbar an das frühere anschliesst, denn — von einem Nachtrag aus dem 12. Jahrhundert abgesehen — fallen die Traditionen sämtlich zwischen 1238 und 1252; wahrscheinlich fehlt der Anfang dieser oder das Ende der früheren Gruppe von Eintragungen, was auch durch den Zustand der Handschrift bestätigt wird²⁾; aber auch abgeschlossen ist diese nicht, denn sie bricht mitten im Texte ab. Dass eine Fortsetzung vorhanden war, geht mit Sicherheit aus der von Abt Murer von Weissenau (1523—1533) verfassten Chronik seines Klosters hervor, die zum guten Teile eine wörtliche Wiederholung der „Acta“ ist. Darin ist uns auch die Fortsetzung und, wie wir annehmen können, der ganze Rest des Traditionsbuches erhalten; nach dieser Überlieferung reichte es bis 1266, doch finden sich darunter auch Traditionen aus früherer Zeit, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Das Anordnungsprinzip der Traditionen ist auch hier das topographische, doch weitaus nicht so konsequent durchgeführt wie in Salem; auch ist der Übergang von der Gründungsgeschichte ein ziemlich unmerklicher, doch können wir wohl mit Recht bei dem: „De prediis circumiacentibus clauistro“ überschriebenen Absatz³⁾ das Traditionsbuch beginnen lassen, zumal da ihn, wie es scheint, der Schreiber selbst durch das Kopialbuch von der eigentlichen Gründungsgeschichte geschieden hat. Zunächst werden also die im nächsten Umkreise des Klosters gelegenen Güter behandelt und weiterhin fasste man

¹⁾ Bezüglich der meist undatierten Traditionen war es mir oft nicht möglich festzustellen, ob sie vor 1224 fallen; ich folge darin jedoch dem in der Landesgeschichte und Genealogie der einheimischen Geschlechter sehr gut unterrichteten Herausgeber.

²⁾ Baumann, a. a. O. S. 6.

³⁾ a. a. O. S. 15.

gewöhnlich die Schenkungen an einem Orte zusammen, doch stehen nicht immer gerade die Nachbarorte beisammen, man trug kein Bedenken, zu einer bereits verlassenem Gegend nochmals zurückzukehren. Die Form der Traditionen ist ziemlich die gewöhnliche, wie wir sie zumeist in den schwäbischen Gütergeschichten treffen: kurze Tatbestandsaufnahmen, von einigen Urkundenkopien abgesehen, nur teilweise mit spärlichen Resten eines Formulars umkleidet, unter denen sich am häufigsten Publikationsformeln und Arengen finden; die letzteren betonen nicht selten die Wichtigkeit der Urkunde¹⁾ in derselben Weise, wie besiegelte Stücke jener Zeit dies gerne tun. Zeugen und Datum gehören in den ersten Partien des Kodex zu den Seltenheiten, später werden sie häufiger.

Was die Vorlagen unserer Quelle betrifft, so meint Baumann²⁾, dass solche überhaupt nicht vorhanden gewesen seien. Zur Begründung verweist er auf die geringe Schreibfertigkeit des Mittelalters und auf den Brauch, die Rechtshandlungen meist bei feierlichen Anlässen vorzunehmen, denen eine grosse Zahl von Zeugen beiwohnte; auch machen ihm die urkundlichen Einleitungen, die wir bei vielen Traditionen finden, den Eindruck, als seien sie erst vom Kompilator hinzugefügt worden. Dieser Annahme widerspricht zunächst der Umstand, dass direkte Eintragung in ein Traditionsbuch auch in Baiern, wo doch der allgemeine Stand der Kultur und besonders der des Urkundenwesens kein höherer war als im südwestlichen Deutschland, zu den Seltenheiten gehört und dass wir in Schwaben nirgends sonst diese Erscheinung nachweisen oder auch nur wahrscheinlich machen konnten. Die vielleicht bessere Funktion des Gedächtnisses im Mittelalter und die Tatsache, dass eine Rechtshandlung bei einem Feste oder dgl., also vor vielen Zeugen stattgefunden hatte, das sind doch noch keine Gründe, diese Zeugen gar nicht aufzuzeichnen, wie es nach Baumanns Ansicht in sehr vielen Fällen geschehen wäre, da ja die Mehrzahl der Traditionen im Kodex zeugenlos ist. Protokollarisch geführte Traditionsbücher haben auch fast immer Zeugen und ebenso liegt es in ihrer Natur, dass die Eintragungen einzeln oder in ganz kleinen Gruppen erfolgen und vor allem, entsprechend der Reihenfolge der Rechtshandlungen, chronologisch angeordnet sind, während sich hier grössere Gruppen von Aufzeichnungen u. zw. nach topographischen Gesichtspunkten geordnet finden. Dies letztere namentlich scheint mir unmittelbare Eintragung in den Kodex auszuschliessen, so

¹⁾ Z. B. ib. S. 44 u. 61.

²⁾ a. a. O. S. 2.

dass wir also auch für die Gütergeschichte von St. Peter durchwegs Einzelvorlagen als Grundlage annehmen können. Erhalten sind uns von diesen nur einige Siegelurkunden, die sich in dem letzten Teil der Gütergeschichte finden, doch im allgemeinen haben wir als Vorlagen unbeglaubigte Urkunden oder Akte anzunehmen, da ja für die besiegelten Stücke das zeitlich parallel laufende Kopialbuch vorhanden war. Es sind zwar mehrfach Rechtsgeschäfte des Traditionskodex auch durch Siegelurkunden bezeugt, doch handelt es sich dabei, ganz wie in Salem, um eine andere Phase der Handlung, entweder um die Bestätigung durch eine hochgestellte Persönlichkeit oder um die Zustimmung des Lehnsherrn zu einer Vergabung seines Mannes. Auftragungen von Zins- und Lehnsgütern finden sich auch hier sehr häufig, doch bilden die Erwerbungen an Eigengut eine beträchtliche Minorität.

Rechtlicher und administrativer Zweck begegnen sich wie gewöhnlich in diesen schwäbischen Gütergeschichten; der letztere erscheint durch die Anordnung der Traditionen nach ihrer räumlichen Zusammengehörigkeit in den Vordergrund gerückt, ohne aber die Aufnahme sonstiger urbarialer Notizen zu bewirken. Auffallend ist, abgesehen natürlich von der Gründungsgeschichte, ein gewisser erzählender Ton, der besonders in den ersten Teilen des Kodex herrscht; es wird mit Wendungen wie: *sicut dictum est* auf schon Berichtetes hingewiesen, eine Erwerbung in Onriet¹⁾, über die das Kloster eine Urkunde K. Friedrich II.²⁾ besass, wird ausführlich erzählt. Ein Schreiber äussert sich wiederholt³⁾ unwillig über Ereignisse und Zustände, die nach seiner Meinung dem Kloster schädlich waren. So ist der Ton unserer Quelle stellenweise lebhafter und persönlicher, als dies sonst in Gütergeschichten der Fall ist.

Wir sind am Schlusse unserer Untersuchung angelangt. Wir haben den Verfall des frühmittelalterlichen Urkundeuwesens verfolgt, die Reste und Spuren urkundlichen Materials in den folgenden Zeiten aufgezeigt und das Durchdringen der Siegelurkunde in seinen Anfängen beobachtet; wir haben ferner die mannigfachen grösseren und kleineren Quellen, die uns urkundlichen Stoff in irgend einer Weise überliefern, kennen gelernt. Die Resultate sollen kurz nochmals zusammengefasst werden. Die Urkunde der fränkischen Zeit verliert, wie allerwärts, auch in Schwaben ihre rechtliche Basis durch Aufhören des Gerichtsschreiberamtes, das im 9. Jahrhundert eintritt mit Aus-

¹⁾ a. a. O. S. 57.

²⁾ Wirt. U.-B. III. S. 109.

³⁾ Z. G. O. Rh. 29. Bd. S. 41 u. 66.

nahme Zürichs, wo bis in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts Gerichtsschreiber tätig waren. Es beginnt, zunächst unter Wahrung der Form der Urkunde, die Zeit ausschliesslicher Empfängerherstellung. Mit dem prozessualen Wert verlor die Privaturkunde aber ihre eigentliche Existenzberechtigung; die Folge war zuerst ein Verfall ihres Formulars, Nichteigenhändigkeit der Subskription, Vordringen der Notitia, dann wird die Ausfertigung förmlicher Urkunden überhaupt aufgegeben oder doch sehr eingeschränkt. Dieser Prozess vollzieht sich nicht mit einem Male und nicht überall gleichzeitig; von den drei Gebieten, die durch ihr reichhaltigeres Material für uns in Betracht kommen: St. Gallen, Zürich und Allerheiligen, macht das erstgenannte den Anfang, vom Ende des 10. Jahrhunderts an sind von hier so gut wie keine Urkunden erhalten. Etwa fünfzig Jahre später folgt Zürich, während in Allerheiligen die alte Carta in ihren letzten Exemplaren bis 1122 reicht. Jedenfalls hat sich die frühmittelalterliche Urkunde in Schwaben besser und zäher gehalten als in Baiern, eine Tatsache, die vielleicht auch durch die Nachbarschaft gegen das kulturell höherstehende Frankreich ihre Erklärung findet. Im Jahre 1127 erscheint nun in Zürich bereits die erste besiegelte Privaturkunde, so dass mit einzelnen Stücken eine Brücke über die sonst fast urkundenlose Zeit des Mittelalters geschlagen ist; erwähnen wir noch die deutlichen Spuren von Urkundenfertigung, die wir in St. Georgen gefunden haben, sowie den Umstand, dass die Siegelurkunden vielfach im Formular direkt an die alte Carta sich anschliessen, was doch auf eine fortdauernde Tradition schliessen lässt, so kann man sagen: Förmliche Urkunden sind in Schwaben stets und zwar nicht ganz vereinzelt ausgestellt worden. Herrschend ist allerdings in der Zeit von der ersten Hälfte des 11. bis weit ins 12. Jahrhundert hinein die Aufzeichnung der Rechtsgeschäfte in Gestalt einer nur mit dürftigem Formular ausgestatteten, nicht einmal eine fiktive Beglaubigung tragenden Urkunde, die wir jedoch nicht mit der sonst üblichen Bezeichnung Notitia belegen dürfen, da sie manchmal in subjektiver Fassung auftritt. Daneben erscheint dann noch eine einfachere Form, der Akt, die notitia testium. Von beiden haben wir einzelne Vertreter im Original kennen gelernt, weit- aus die Mehrzahl ist verloren gegangen, aber die Gütergeschichten liefern zahlreiche sichere Beweise für ihr Vorhandensein. Ob die Form dieser Aufzeichnungen mehr urkundlich oder aktartig war, lässt sich im einzelnen Fall nicht immer bestimmen, da wir häufig nicht wissen, ob und welche Veränderungen mit den Vorlagen bei ihrer Übernahme in Codices und Rotuli vorgenommen wurden, doch lassen die ur-

kundlichen Formeln, mit denen wir die Rechtshandlungen in jenen Sammelwerken so häufig umkleidet finden, den Schluss zu, dass auch die Einzelvorlagen ein bald reichlicheres, bald dürftigeres urkundliches Gewand getragen haben. Dies ist jedoch von geringerer Wichtigkeit, auf das Formular kommt es nicht an, Beweiswert hatte vor Anwendung des Siegels eine noch so formelreiche Carta ebenso wenig wie der einfachste Akt. Bedeutsam ist aber, dass nirgends von der Fertigung von Einzelaufzeichnungen für jede Rechtshandlung abgegangen wurde, nirgends finden wir in den Traditionsbüchern einen Anhaltspunkt dafür, dass sie systematisch, wenn auch nur für kurze Zeit an Stelle von Einzelakten getreten wären. Zu dieser „weitesten Entfernung von der Urkunde“¹⁾ ist es also nicht gekommen. Der Übergang zur Siegelurkunde vollzieht sich in der Weise, dass seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuerst vereinzelt, dann immer häufiger besiegelte Stücke auftauchen, das Siegel stellt zunächst ein weltlicher oder geistlicher Grosser bei. Daneben aber behaupten sich noch lange unbeglaubigte Urkunden und Akte, an einzelnen Orten (z. B. Salem) bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, wobei allerdings die Traditionsnotiz hauptsächlich für Rechtsgeschäfte benützt wurde, die Zins- oder Lehengüter betrafen und von geringerer Wichtigkeit waren.

Die notwendige Ergänzung zum mittelalterlichen Urkundenwesen und namentlich zu unserer Kenntnis desselben bilden die Traditionsbücher. Wenn wir diesen Ausdruck auch für das schwäbische Gebiet insofern mit Recht anwenden, als es sich um Codices (oder Rotuli) handelt, die vornehmlich Güterzuwendungen enthalten, so deckt sich der Begriff doch nicht ganz mit dem der bairischen Traditionsbücher, auf welche diese Bezeichnung bisher hauptsächlich angewendet wurde. Diese dienen in erster Linie und fast ausschliesslich rechtlichen Zwecken, es sind Kopialbücher von Traditionsnotizen, sofern sie nicht sogar an deren Stelle treten. Anders in Schwaben. Der Hauptunterschied ist der, dass hier die Traditionsbücher in der Mehrzahl der Fälle die Zeugen weglassen und so eigentlich auf die wichtigste Rechtssicherung verzichten. Man darf ihnen deswegen nicht jeglichen rechtlichen Zweck und Wert absprechen, einen solchen haben sie natürlich bezüglich jener Traditionen, deren Zeugen aufgenommen sind und auch sonst bot die Evidenthaltung des Besitzes prozessuale Vorteile, die oft ausführliche Darstellung der Rechtshandlung mit ihren Begleitumständen konnte die Auffindung der Zeugen erleichtern und

¹⁾ Redlich, Privaturkunden S. 81.

deren Gedächtnis zu Hilfe kommen. Deutlich ausgeprägt und direkt ausgesprochen ist diese Absicht z. B. im Traditionskodex des Klosters Isny. Daneben aber schieben sich Momente verwaltungstechnischer und lokalhistorischer Natur bald weniger bald mehr in den Vordergrund und überwuchern stellenweise so stark, dass der Charakter des Traditionsbuches vollständig verwischt wird. Die kleineren Quellen, wie sie namentlich im 10. und 11. Jahrhundert angelegt wurden, mischen Traditionsnotizen mit Güterverzeichnissen und Anniversarstiftungen bunt durcheinander, so dass eine Art von Notizbüchern von nicht genau bestimmbarem Charakter entsteht.

Systematischer in ihrer Anlage und besser geordnet sind die grossen Schenkungsbücher des 11. bis 13. Jahrhunderts. An eine breit erzählte Gründungsgeschichte des Klosters schliessen sich die Traditionen, zunächst meist in chronologischer Ordnung und alle in einem Zuge oder doch in grösseren Gruppen eingetragen. Aber zumeist sind es nicht einfach Kopien der Vorlagen, die da geboten werden. Abgesehen von dem häufigen Fehlen der Zeugen und des Datums finden sich Zusammenziehungen von Traditionen derselben Person, von Rechtshandlungen, die in einem inneren Zusammenhang stehen, urbariale und erzählende Elemente. Aus dem Traditionsbuch ist die Gütergeschichte geworden. Zuweilen überwiegen die chronikalischen Züge so stark, dass wir ein historisches Werk, eine Klostergeschichte vor uns haben, von der die Gütererwerbungen nur einen Bestandteil bilden. Viel häufiger und stärker aber ist der urbariale Einschlag; an Stelle des zeitlichen Anordnungsprinzips tritt das räumliche, reihenweise werden die Güter mit ihren Pertinenzen aufgezählt, der Schenker oder Verkäufer nur kurz erwähnt oder ganz weggelassen, endlich folgen dann Verzeichnisse von Liegenschaften und Einkünften, von Hintersassen und Leistungen: aus der Gütergeschichte ist der Güterbescrieb geworden. Zumeist vollzieht sich dieser Wandel von der Darstellung des werdenden Grundbesitzes zur Beschreibung des schon bestehenden allmählich in der Entwicklung der einzelnen Quellen, während manche, wie die *Acta Murensia*, schon von ihrer Entstehung an mehr den Charakter einer Gutsbeschreibung tragen.